



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit

Sport und Frieden

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit – Eine hermeneutische Zusammenschau

Verfasserin

Antonia Drössler Bakk. rer. nat.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Naturwissenschaft (Mag. rer. nat.)

Wien, im Oktober 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 826

Studienrichtung lt. Studienblatt: Sportwissenschaft

Betreuer: A.o. Univ. Prof. MMag. Dr. Konrad Kleiner

**Allen voran möchte ich meinen Eltern und Geschwistern danken, die mich
in all meinem Tun immer unterstützt und mir soviel ermöglicht haben.**

**Ich danke meinen Freunden für die Kraft, die sie mir sowohl während
meines Studiums als auch in der Zeit, in der diese Arbeit entstand, gaben
sowie allen, die mir bei dieser Arbeit mit Rat und Tat bei Seite standen.**

**Besonderer Dank gilt meinem Diplomarbeitsbetreuer, Konrad Kleiner und
dessen Studienassistentin, Isolde Reichl, für die Hilfe und die Geduld, die
sie mit mir hatten.**

DANKE!

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	9
1.1 Ausgangssituation	9
1.2 Hinführung zur Fragestellung	11
1.3 Die hermeneutische Methode	12
1.4 Gliederung der Arbeit	13
2 Bedeutung und Funktionen des Sports	15
2.1 Zum Begriff „Sport“ – Was meint „Sport“?	15
2.2 Unterscheidungen im Sport	17
2.3 Historischer Abriss	19
2.3.1 Begriffsabgrenzung „Sport“	19
2.3.2 Begriffsabgrenzung „Turnen“	20
2.3.3 Begriffsabgrenzung „Gymnastik“	20
2.3.4 Begriffsabgrenzung „Spiel“	21
2.4 Die Bedeutung des Sports in unserer Gesellschaft	22
2.5 Funktionen des Sports	23
2.5.1 Sozio-emotionale Funktion des Sports	23
2.5.2 Sozialisationsfunktion des Sports	24
2.5.3 Sozial-integrative Funktion des Sports	25
2.5.4 Politische Funktion des Sports	25
2.5.5 Sport als Instrument der sozialen Mobilität	25
2.5.6 Biologische Funktion des Sports	26
3 Werte und Normen im Sport	27
3.1 Das Leistungsprinzip im Sport	29
3.1.1 Der Code Sieg-Niederlage	30
3.2 Fairness & Fair Play	31
3.2.1 Unterscheidungen des Fair Plays	32
3.2.1.1 Die zwei Ebenen	32
3.2.1.2 Das formelle und informelle Fair Play	33
3.2.2 Motivation zum Fair Play	34
3.2.2.1 Motive für die zwei Ebenen	34

3.2.2.2 Intrinsische und extrinsische Motivation	34
3.2.3 Fair Play und Frieden	35
3.2.4 Gefährdung des Fair Plays	36
3.2.5 Lösungsansätze zur Bewältigung der Unfairness	37
4 Frieden	39
4.1 Begriffsbestimmung Frieden	39
4.2 Etymologische Betrachtungsweise	39
4.3 Dimensionen des Friedensbegriffs	40
4.3.1 Der negative Frieden	41
4.3.2 Der positive Frieden	42
4.3.3 Der seelische Frieden	43
4.3.4 Der kosmische Frieden	43
4.4 Bedingungen von Frieden	44
4.4.1 Die Grundbedingung und die Indikatoren von Frieden	44
4.4.1.1 Abbau von Not	45
4.4.1.2 Vermeidung von Gewalt	45
4.4.1.3 Verminderung von Unfreiheit	45
4.4.2 Grundsätze der Friedensethik	45
4.5 Die Verwirklichung des Friedens	46
4.5.1 Ebenen des Friedens	47
4.5.1.1 Individuum	48
4.5.1.2 Gesellschaft/Staat	48
4.5.1.3 Internationales System	48
4.5.2 Wege des Friedens	48
5 Frieden als wissenschaftlicher Gegenstand	51
5.1 Friedensforschung	51
5.2 Friedenserziehung	52
5.2.1 Aufgaben der Friedenserziehung	53
5.2.2 Ziele der Friedenserziehung	55
5.2.2.1 Vermittlung von Friedenskompetenz	56
5.2.2.2 Vermittlung von Friedensfähigkeit	56
5.2.2.3 Vermittlung von Friedenshandeln	57
5.3 Friedenspädagogik	57
5.4 Grundlage der Friedenserziehung und der Friedenspädagogik	58

5.5 Anwendungsbereiche der Friedenserziehung	59
5.5.1 Friedenserziehung in der Schule	59
5.5.2 Sportpädagogik als friedenserzieherisches Instrument	60
5.5.2.1 Die Notwendigkeit von Konflikten	61
5.5.3 Friedenserziehung im Sportunterricht	63
5.6 Friedenspolitik und Sport	66
5.6.1 Die Resonanzmöglichkeiten des Sports	68
5.6.1.1 Sport als institutionelles System	68
5.6.1.2 Sport als Tätigkeitssystem	69
6 Olympische Spiele	71
6.1 Die Olympische Friedensidee heute	71
6.2 Mittel und Möglichkeiten zur Realisierung der Friedensidee	73
6.2.1 Internationalität der Olympischen Bewegung	73
6.2.2 Kontinuität des Olympismus	73
6.2.3 Unabhängigkeit und Neutralität	74
6.3 Der pädagogische Charakter der Olympischen Idee	75
6.3.1 Grundsätze der Olympischen Idee	75
6.3.1.1 Prinzip der Leib-Seele-Einheit	76
6.3.1.2 Ziel der menschlichen Selbstvollendung	76
6.3.1.3 Ideal des Amateurismus	76
6.3.1.4 Bindung des Sports an (ethische) Regeln	76
6.3.1.5 Grundsatz der Friedensidee des Sports	77
6.3.2 Drei olympische Botschaften	77
6.3.2.1 Die erste Botschaft	77
6.3.2.2 Die zweite Botschaft	78
6.3.2.3 Die dritte Botschaft	78
6.4 Friedenswirkungen der Olympischen Bewegung	78
6.5 Die Verwirklichung des Olympischen Friedens	80
7 Missbrauch von Sport	83
7.1 Sport und Gewalt	83
7.1.1 Sport als Ersatz-Krieg	84
7.1.2 Zuschauergewalt	85
7.1.2.1 Ursachen der Zuschauergewalt	86
7.1.3 Sportlergewalt	88

7.1.3.1 Expressive und instrumentelle Gewalt	88
7.2 Sport und Politik	90
7.2.1 Sport im alten Ägypten	91
7.2.2 Sport in der griechischen Antike	92
7.2.3 Leibeserziehung von den Philanthropen bis Jahn	93
7.2.4 Sport während der Revolution von 1848	94
7.2.5 Die Rolle des Sports im nationalsozialistischen Deutschland	95
7.2.6 Die DDR und ihr Sportsystem	97
7.2.7 München 1972	98
7.3 Boykotts von Sportveranstaltungen	99
7.3.1 Ausschlüsse und Boykotts am Beispiel der Olympischen Spiele	100
7.3.1.1 Die Olympischen Spiele 1936	100
7.3.1.2 Die Olympischen Spiele 1964-1970	101
7.3.1.3 Die Olympischen Spiele 1976	101
7.3.1.4 Die Olympischen Spiele 1980	101
7.3.1.5 Die Olympischen Spiele 1984	102
7.3.1.6 Die Olympischen Spiele 2008	103
7.3.2 Kritik an Boykotts	104
8 Der Einfluss und die Möglichkeiten des Sports	107
8.1 Sport als Mittel der internationalen Friedensstiftung	107
8.2 Sport als Vermittler von Werten	109
8.3 Sport und Persönlichkeitsentwicklung	110
8.4 Integration und interkulturelles Lernen durch Sport	111
8.5 Sport und Entwicklungsarbeit	112
8.5.1 A.G.S.E.P	113
8.5.2 Right to Play	114
8.5.3 Fußball für den Frieden	114
9 Schluss	117
10 Literaturverzeichnis	123
Elektronische Quellen	135
Abstract	137

1 Einleitung

1.1 Ausgangssituation

Sport ist zu einem festen Bestandteil unserer Gesellschaft geworden und spielt im Leben vieler Menschen eine bedeutende Rolle. Egal ob aktiv oder passiv ausgeübt, Sport ist ein Thema, das die Gesamtgesellschaft berührt und nur wenige kalt lässt (Rösch, 1977a, S. 15).

Dennoch wird der Sport oft als Nebensache betrachtet. Dabei stellt der Sport in der heutigen Kulturgeschichte „ein eigenes Feld menschlicher und gesellschaftlicher Betätigung, ein eigener kultureller Sachbereich mit eigener Zielsetzung und damit autonomer Selbstregulierung“ dar (Weiler, 1996, S. 135).

Vor allem im ausgehenden letzten Jahrhundert hat sich der Sport grundlegend verändert. Nicht nur die Quantität der Sportarten haben zugenommen auch auf qualitativer Ebene hat sich viel getan (Grupe, 2000, S. 9). In seinen Formen und Inhalten, Motiven und Sinnmuster ist er vielfältiger geworden. Dies ist nicht nur auf seine eigene Wachstumsdynamik zurückzuführen, sondern auch in Abhängigkeit kultureller, sozialer, ökonomischer und gesellschaftlicher Faktoren zu sehen; auch wirtschaftlich hat er an Bedeutung gewonnen. Angesichts dieser Entwicklung betrachtet man ihn auch als „Sozial- und Kulturphänomen“ (Grupe, 2000, S. 9).

Sport erweist sich heute als ein vielfältiges und komplexes Phänomen: Im Sport geht es um Wettkampf und Leistung, Bewegung als solche, Genuss, Vergnügen und Gesundheit, um Großveranstaltungen und Erlebnisgesellschaften, aber auch um Frieden und Völkerverständigung. Nur wenige Bereiche des menschlichen Lebens sind so ambivalent wie es der Sport ist und decken bzw. wecken gleichzeitig derart viele menschliche Bedürfnisse.

Im Sport ist es möglich eigenverantwortlich allgemeinmenschliche Sinnziele zu erleben. Ebenso kann der Mensch im Sport Grundprinzipien und Grundwerte für sein Leben entwickeln (Weiler, 1996, S. 135f.). Sport bietet die Möglichkeit, den tugendhaften Menschen - somit das Gute im sportlichen Tun - hervorzubringen: „der Sportler wird zum Ideal und Beispiel für andere“ (Weiler, 1996, S. 136).

Auf uns Menschen übt Sport eine faszinierende Kraft aus, die aber sowohl Sympathien als auch Antipathien hervorrufen kann.

Sich in der Bewegung zu messen und die eignen Fähigkeiten und Grenzen ausfindig zu machen, sind in der Natur eines jeden von uns tief verwurzelt (Maier, 1998, S. 8). Sport wird als freudvolles und zweckfreies Tun angesehen; er ist für das Allgemeinwesen und

für die Gesundheit förderlich, er kann Freundschaften stiften, ist für die Persönlichkeitsentfaltung gut und trägt zur Völkerverständigung und somit zum Frieden bei.

Auf Grund seiner Bedeutung kann Sport für friedensfördernde Maßnahmen genutzt werden. Für viele Menschen stehen Sport und Frieden in enger Beziehung zu einander. Der positive Sinn des Sports spiegelt sich in den wichtigsten Werten des menschlichen Lebens wider, wie z.B. Respekt dem/der Gegner/in zu zollen, Achtung des Regelwerks, Hilfsbereitschaft, Teamwork und Fairness. Mit seinen Ideen der Fairness, des sozialen Miteinanders, der Chancengleichheit, der Erziehung, der Gesundheit, des Olympismus u.a. stellt der Sport ein geeignetes Mittel zur Friedensarbeit dar.

Sport ist auf der ganzen Welt verbreitet und hilft Barrieren abzubauen, unabhängig von der sportlichen Leistung des Einzelnen. Sport selbst integriert einfachste Kommunikationsmethoden und vereint auf neutraler Ebene Menschen mit unterschiedlicher ethnischer, kultureller und religiöser Herkunft.

In Bezug auf den Frieden wird nach Höfer (2003, S. 8) dem Sport ein hohes Potential zu gesprochen. Da Sport zu einem wesentlichen Bestandteil des menschlichen Lebens geworden ist, werden hohe Erwartungen an ihn gestellt, wodurch ihm gleichzeitig auch eine schwere Bürde auferlegt wird.

Obwohl dem Sport hinsichtlich der Friedensthematik viele positive Eigenschaften zu geschrieben werden, gibt es dennoch auch gegenteilige Ansichten, die der Möglichkeit zur Friedenserziehung durch den Sport eher mit Skepsis gegenüber stehen. Wie Güldenpfennig (1992, S. 87) anmerkt, sind die Beziehungen zwischen Sport und Frieden nicht einfach und eindeutig, sondern vielschichtig und ambivalent:

Einerseits wird dem Sport politische Neutralität zu geschrieben andererseits wurde bzw. wird er als Instrument politischer Machtdemonstration missbraucht. Er stellt einen Beitrag zur Völkerverständigung dar, wurde aber auch schon zur Austragung internationaler Krisen und Konflikte benutzt. Desweiteren wird immer der internationale Charakter des Sports betont, ihm gegenüber steht jedoch die Verbindung mit nationalen Interessen (Huber, 2001, S. 180). So paradox das auch klingen mag, Sport kann offensichtlich beides.

Vor allem der Leistungssport ist von diesen Kontroversen betroffen. Durch die Faszination die dieses Subsystem ausübt und den besonderen Stellenwert in der Gesellschaft, wird die Nachfrage nach sportlichen Erfolgen immer größer. Dies führt dazu, dass sportliche Leistungen verlangt und sportliche Ereignisse immer kommerzieller werden. Beispielsweise sind heute nationale und internationale sportliche Großveranstaltungen nicht mehr aus der modernen Kommunikationspolitik wegzudenken und berühren somit

alle Gesellschaftsschichten und Kulturen. Ebenso ist der Sport unter politische und wirtschaftliche Einflüsse geraten; man kann behaupten, dass er als wirtschaftlicher und politischer Faktor unumgänglich geworden ist.

Alles ist relativ! Die einen sehen im Sport ein Allheilmittel, andere wiederum werfen dem Sport Künstlichkeit, Materialismus, Rekordstreben, Förderung des Egoismus und Kommerzialisierung vor. Unumstößlich ist die zwiespältige Situation zu dem Thema „Sport und Frieden“; ob Sport verdammt oder verteidigt wird, unterliegt der subjektiven Betrachtungsweise.

1.2 Hinführung zur Fragestellung

Vor dem Hintergrund obiger Ausführungen lassen sich kritische Thesen zur Bedeutung des Sports in der Friedensförderung formulieren, die die Wichtigkeit aber auch zugleich die Komplexität des Themas Sport und Frieden erahnen lassen:

- Ist Sport ein geeignetes Instrument, um Frieden zu fördern?
- Über welche Möglichkeiten und welche Legitimation verfügt ein gesellschaftlicher Bereich wie der Sport, zur Förderung des Friedens?
- Welchen Beitrag kann Sport zur Entwicklung und Festigung friedlicher Beziehungen leisten?
- In wie weit hilft Sport in seinen verschiedenen Formen - Leistungs-, Freizeit-, Breiten-, Schul- und Vereinssport - den Friedensgedanken zu fördern?
- Welche Behinderungen und Beeinträchtigungen birgt der Sport in sich?
- Werden die Möglichkeiten des Sports als Instrument der Friedensförderung und Völkerverständigung überbewertet?

Diese Arbeit ist auf den Zusammenhang von Sport und Frieden vor allem in der westlichen Industriegesellschaft und deren Strukturen und Tendenzen ausgerichtet. Die Autorin geht sowohl auf das Verhältnis zwischen Sport und Frieden als auch auf die Frage, welchen Beitrag der Sport für den Frieden leisten kann, ein.

Ziel dieser Arbeit ist es, sowohl die friedensfördernden Möglichkeiten als auch die friedensgefährdenden Eigenschaften, die durch Sport entstehen, herauszuarbeiten. Auf diesen Erkenntnissen basierend, wird versucht zu erörtern, ob die Friedensidee im Sport realistisch ist oder doch nur eine Utopie darstellt. Es werden Zusammenhänge, Querverbindungen, Abhängigkeiten aber auch Gefahren des Sports, die sich aus der

Kombination von Sport und Politik ergeben, dargelegt. Dieses Thema wird vor geschichtlichem Hintergrund und aktuellen Geschehnissen beleuchtet. Es sollen die komplexen Strukturen des Subsystems Sport in der heutigen Gesellschaft erklärt und deren positiven wie auch negativen Eigenschaften aufgezeigt werden. Zweck ist es, eine theoretische Analyse herauszuarbeiten, um die Frage, ob Sport für den Frieden nützlich ist, beantworten zu können.

1.3 Die hermeneutische Methode

Als Methode zur Bearbeitung der Fragestellung wurde die hermeneutische Vorgehensweise herangezogen.

Das Wort Hermeneutik wird mit unzähligen Wörtern in Verbindung gebracht; nach Seiffert (1992, S. 9) unter anderem: „Verstehen“, „Erklären“, „Auslegen“, „Interpretieren“ und „Übersetzen“.

Hermeneutik leitet sich aus dem griechischen Verb ἐρμηνεύειν (hermeneúein) ab, das „aussagen“, „auslegen“ und „übersetzen“ bedeutet (Danner, 2006, S. 34). In der Hermeneutik soll etwas „zum Verstehen gebracht werden, Verstehen soll vermittelt werden“ (Danner, 2006, S. 34). Danner (2006, S. 35) bezeichnet die Hermeneutik auch als die „Kunst der Auslegung“.

Bühler (2003, S. 4) versteht unter Hermeneutik „eine Methodenlehre der Auslegung vor allem gesprochener Rede und schriftlich fixiertem Text, verbunden mit theoretischen Annahmen über Prozesse des Verstehens von Rede und Text“. Diese Aussage lässt erkennen, dass sich die Hermeneutik, fälschlicherweise, oft nur auf die Interpretation von Texten beschränkt. Nach Danner (2006, S. 36) tritt aber das hermeneutische Verstehen immer dann auf, wenn etwas Menschliches im Spiel ist, also überall dort „wo ein Mensch auf einen anderen Menschen oder auf ein menschliches Erzeugnis trifft“ (Danner, 2006, S. 36). Somit erstreckt sich das Aufgabengebiet der Hermeneutik auf alle Bereiche des menschlichen Seins.

„Verstehen“ ist der zentrale Begriff der Hermeneutik. Verstehen heißt das Erkennen von etwas als Menschliches und darüber hinaus das Erfassen seiner Bedeutung (Danner, 2006, S. 39). Der Begriff des „Verstehens“ gliedert sich bei Danner (2006, S. 42) in drei Strukturmomente:

1. Das sinnliche Wahrnehmen einer Sache oder Vorgangs;
2. Das Erkennen dieser Sache oder dieses Vorganges als etwas Menschliches;
3. Das Verstehen der Bedeutung und den Sinn dieses Menschlichen.

Nach Seiffert (1991; 1992) ist die hermeneutische Methode unvermeidlich mit dem hermeneutischen Zirkel verbunden, der sich durch drei Stadien der wissenschaftlichen Arbeit vollzieht (Seiffert, 1992, S. 212):

1. die Materialauffindung
2. die Materialauswertung
3. die Materialdarstellung

Der hermeneutische Zirkel bedeutet: Bevor etwas systematisch gelernt wird, existiert davon ein Vorwissen und dieses ist notwendig „denn nur dann können wir etwas lernen wollen, wenn wir schon etwas darüber wissen“ (Seiffert, 1991, S. 104). Unter dem hermeneutischen Zirkel wird ein Wechselspiel zwischen dem Vorverständnis und dem objektiven Verständnis des zu untersuchenden Gegenstandes verstanden.

In diesem Sinne wurde die Arbeit von der Autorin unter Heranziehen des hermeneutischen Zirkels geschrieben.

1.4 Gliederung der Arbeit

Für das bessere Verständnis der vorliegenden Arbeit, werden zunächst die Begriffe Sport und Frieden zu definiert. Darauf aufbauend sollen durch eine literarische Sekundäranalyse, bestehender Fachliteratur, die Berührungspunkte beider Bereiche aufgezeigt und somit die Möglichkeiten und den Einsatz, aber auch die Herausforderungen von Sport für den Frieden, erklärt werden.

Nach obiger Einleitung wird im zweiten Kapitel der Sport einer Definition unterzogen. Die Begriffserklärung dient dazu, einen ersten Überblick über den modernen Sport, seine Bedeutung und Inhalte, zu bekommen. Ein kurzer historischer Abschnitt soll versuchen, den Begriff Sport noch besser zu erfassen. Weiters wird in diesem Kapitel die Bedeutung des Sports in unserer Gesellschaft und seine Funktionen im Allgemeinen erörtert.

Das nächste Kapitel erfasst die Werte und Normen des Sports. Es wird auf das Leistungsprinzip sowie auf den bedeutendsten Wert des modernen Sports - die Fairness, die die Basis für den Zusammenhang zwischen Sport und Frieden liefert - genauer eingegangen.

Das vierte Kapitel befasst sich mit der Begriffserklärung des Friedens sowie mit der Bedeutung und Wichtigkeit desselben.

Auf den vorhergehenden Kapiteln aufbauend, befasst sich das Fünfte mit Sport und

Friedenserziehung bzw. Friedenspolitik. Es wird versucht, einen wissenschaftlichen Zugang zur Friedensthematik zu skizzieren. Es sollen Funktionen von Lern-, Erziehungs- und Bildungsprozesse auf dem Weg zum Frieden aufgezeigt werden. Neben der allgemeinen Betrachtung der Friedenserziehung und -pädagogik werden diese zusätzlich im Schulsport konkret dargestellt. Nach der friedenserzieherischen Komponente des Sports, wird noch auf die friedenspolitische Funktion des Sports eingegangen.

Das sechste Kapitel befasst sich mit der Olympischen Idee und dem Olympischen Friedensgedanken. Es wird versucht, eine Antwort auf die Frage, inwiefern die Olympische Idee ihrem Anspruch auf Frieden gerecht wird, zu finden. Ebenso werden die erzieherischen Werte der Olympischen Spiele sowie die Möglichkeiten der Realisierung des Olympischen Friedens erörtert.

Das Kapitel Sieben erfasst die Kontroversen zwischen Sport und Frieden. Hier wird auf die Gewalt im Sport, damit ist sowohl die Aggressivität der Zuschauer/innen als auch der Sportler/innen gemeint, eingegangen. Weiters wird in diesem Kapitel die Beziehung zwischen Sport und Politik behandelt. Durch Beispiele aus der Geschichte sollen die Verflechtungen zwischen Sport und Politik sowie der militärischen Gewalt verdeutlicht werden.

Im nachfolgenden Kapitel wird die Bedeutung des Sports in Bezug auf den Frieden erfasst. Sport und Frieden werden gegeneinander ausbalanciert und mit Hilfe des Literaturreviews sollen die positiven Schnittpunkte von Sport und Frieden gefunden werden. Zweck ist es zu analysieren, ob Sport zur Erhaltung des Friedens etwas beisteuern kann und welche Bedeutung ihm in dieser Sache beigemessen wird. Weiters wird in diesem Kapitel noch die Bedeutung des Sports in der Entwicklungsarbeit angeschnitten. Durch Beispiele wird die Ansicht, dass Sport eine bedeutende Rolle in der Entwicklungsförderung spielt, bestärkt.

In der Schlussbetrachtung fasst die Autorin ihre Arbeit noch einmal kurz zusammen und führt Ergebnisse, Lösungsvorschläge und Ausblicke an.

2 Bedeutung und Funktionen des Sports

2.1 Zum Begriff „Sport“ – Was meint „Sport“?

Bevor auf die Bedeutung und die Funktionen des Sports näher eingegangen wird, ist es notwendig, den Begriff Sport näher zu bestimmen. Doch wie so oft bei Definitionsversuchen offenbaren sich auch beim Sportbegriff einige Schwierigkeiten. Mit dem Begriff Sport ist ein weitgespanntes Gebiet des Phänomens Sport in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft gemeint (Rösch, 1985, S. 59). Sport hat sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem umgangssprachlichen, weltweit gebrauchten Begriff entwickelt und die Tatsache, dass sich das Erscheinungsbild des Sports ständig verändert und somit auch seine Inhalte, lässt es nicht zu, eine präzise oder gar eindeutige begriffliche Abgrenzung vorzunehmen (Röthig & Prohl, 2003, S. 493).

Die Autorin versucht unter der Annahme, dass die meisten zumindest schon einmal in ihrem Leben „Sport an ihrem eigenen Leib“ erlebt haben, den Sportbegriff darzustellen.

Zunächst sollte der Begriff Sport nach seinem Ursprung bestimmt werden. Sport aus etymologischer Perspektive betrachtet:

„kommt vom Lateinischen ‚deportare‘ = (eigentlich) ‚forttragen, fortbringen, fortbewegen‘, das im Vulgärlateinischen eine Spezialbedeutung entwickelte, nämlich ‚zerstreuen, vergnügen‘, d.h. die Gedanken, das Tun wegtragen von dem ‚Ernst des Lebens‘ des Alltags in eine ‚andere Welt‘, die der Zerstreuung, die des Vergnügens. Im Altfranzösischen entwickelte sich daraus ‚(se) de(s)porter‘ = ‚(sich) vergnügen‘ und dessen Substantivbildung ‚desport‘, die sich dann auch im Englischen ‚disport‘ wiederfindet, das zu ‚sport‘ (Sport) wird“ (Rösch, 1985, S. 59f.).

Der Soziologe Klaus Heinemann (1980, S. 32) definiert den Sport durch vier konstitutive Variablen¹: Sport ist körperliche Bewegung, ist leistungsbezogen, sozialen Regeln unterworfen und er ist unproduktiv.

1. *Sport ist körperliche Bewegung*: Sport ist durch eine bestimmte Form des Umgangs mit dem Körper, des Zugangs zum Körper und die dafür notwendigen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse charakterisiert.
2. *Sport ist leistungsbezogen*: Sport unterliegt dem Leistungsprinzip. Im Sport werden Leistungsziele gesetzt, verfolgt und bewertet.

¹ Konstitutive Variablen des Sports sind jene Phänomene, die Sport in allen seinen Erscheinungsformen begründen und somit allen Varianten des Sports gemeinsam bleiben (Heinemann, 1980, S. 32).

3. *Sport ist sozialen Regeln unterworfen*: Sport ist eine sozial organisierte Form des Umgangs mit dem Körper. Sport ist durch soziale Regelungen und Interaktionsmuster gekennzeichnet.
4. *Sport ist unproduktiv*: Sport zielt nicht darauf, ein Produkt zu erzeugen wie z.B. in der Arbeit, der Kunst oder der Wissenschaft
(Heinemann, 1980, S. 32-35).

Heinz (2007, S. 433 u. 438) bringt im „Brockhaus Sport“ jene Begriffsbestimmung hervor:

„Sport [...] Sammelbezeichnung für die an spielerischer Selbstentfaltung sowie am Leistungsstreben ausgerichteten vielgestaltigen Formen körperlicher Betätigung, die sowohl der geistigen und körperlichen Beweglichkeit als auch dem allgemeinen Wohlbefinden dienen sollen. (...) Sportliche Aktivitäten werden zumeist um ihrer selbst willen und aus Interesse an der Überwindung von physischen, aber auch psychischen Herausforderungen unternommen. Eine wesentliche Rolle kommt dabei der spielbetonten individuellen nicht organisierten Freude an der Selbststeigerung ohne Wettkampfstreben zu; daneben steht der regelgebundene, im Rahmen von eigens dazu bestimmten Organisationen durchgeführte freiwillige Leistungsvergleich auf unterschiedlichen Ebenen“ (Heinz, 2007, S. 433 u. S. 438).

Dieses Zitat betont primär die spielerische und motorische Komponente des Sports und weist auch auf seinen körperlichen und seelischen Nutzen hin. Erst in zweiter Linie geht es auf dessen Wettkampfcharakter ein.

Das nachfolgende Zitat ist entnommen aus dem „Lexikon der Ethik im Sport“ (2001). Es ähnelt in einigen Belangen dem aus dem „Brockhaus Sport“ (2007), ist aber nach der Meinung der Autorin sachlicher formuliert:

„Unter ‚Sport‘ werden heute die verschiedenen, nach Regeln betriebenen Leibesübungen, Spiele und Wettkämpfe verstanden, die sowohl im kleinen, privaten Rahmen ausgeübt als auch über große zum Teil weltweite Organisationen und Institutionen veranstaltet werden. Sport und Sporttreiben sind in spezifische soziale, kulturelle Kontexte eingebunden und lassen sich mit politischen, wirtschaftlichen, erzieherischen und gesundheitlichen Zwecken verbinden“ (Grupe & Krüger, 2001, S. 478).

In diesem zweiten Zitat wird ersichtlich, dass Sport auch ein soziales und kulturelles Phänomen darstellt, das sich mit anderen Bereichen verbinden lässt.

Beide Meinungen bringen die weite Spanne des Sports zum Ausdruck, in der jegliche sportliche Aktivität inkludiert wird und erscheint. Diese beiden Zitate verdeutlichen, dass es auch wichtig ist, Sport genauer zu unterscheiden.

2.2 Unterscheidungen im Sport

Der Sport weist heute keine einheitliche Struktur mehr auf. Formen und Inhalte des Sports sowie Motive, Zugangsweisen und Sinnmuster haben sich zunehmend verändert (Grupe & Krüger, 2001, S. 481). Sport tritt in verschiedenen Erscheinungsformen auf: Er erscheint als Freizeit- und Breitensport, Hochleistungs- und Spitzensport, Amateur- und Profisport, volkstümlicher Sport und elitärer Sport sowie als Schulsport, Hochschulsport, Vereinssport, Behindertensport, Berufssport, Militärsport, Familiensport oder Betriebssport u.a. (Heinemann, 1980, S. 31; Rösch, 1985, S. 60).

Zwischen den vielen Abstufungen wird aber im Allgemeinen die große Unterscheidung zwischen dem Breitensport und dem Hochleistungssport gemacht (Maier, 2004, S. 22). Auch Rösch (1985, S. 60) betrachtet den Leistungssport, Hochleistungssport bzw. Spitzensport im Gegensatz zum Freizeit-, Erholungs- oder Breitensport; Begriffe und Strukturen eines differenzierten Sports, die deutlich ihre Verhältnisse zur Gesellschaft beschreiben. Auf der einen Seite ergibt sich der Sport, „der den strukturellen Prinzipien einer Leistungsgesellschaft ähnelt“ (Rösch, 1977b, S. 79) und auf der anderen Seite wird Sport zur Erholung bzw. in der Freizeit, auf der Basis des hedonistischen Gedankenguts, betrieben (Weiß, 1999, S. 61).

Cachay und Thiel (2000, S. 115) unterscheiden wiederum drei Bereiche des Sports: Einerseits ebenfalls den Breiten- und Spitzensport sowie den Sport innerhalb des Gesundheitssystems. Unter Breitensport fassen sie sowohl den wettkampfmäßig organisierten Sport in den Amateurligen als auch den nicht wettkampfmäßig orientierten Sport in den Vereinen, der oftmals auch als Freizeit- und Gesundheitssport bezeichnet wird, zusammen. Der Spitzensport wiederum erfasst jenen Bereich, der auf höchstem Niveau, in Spitzen- und Profiklassen bzw. eigenen Wettbewerben organisiert ist (Cachay & Thiel, 2000, S. 115).

Der Hochleistungssport bzw. Spitzensport steht am stärksten im Blickfeld der Öffentlichkeit; sowohl die Massenmedien als auch die Wirtschaft und die Politik wenden sich diesem Phänomen akribisch zu (Rösch, 1977b, S. 79). Dem Freizeitsport kommt diese große Aufmerksamkeit nicht zu, er ist vorwiegend „Sport für alle“ (Rösch, 1977b, S. 86) und zeichnet sich durch ein hohes Maß an Individualität, Selbstbestimmung, Eigenverantwortlichkeit, Sorglosigkeit sowie den Mangel an sozialer Verbindung und Verpflichtung aus (Grupe & Krüger, 2001, S. 484).

Der Freizeitsport und der Hochleistungssport sind beide im modernen Sportgeschehen integriert. Beide ermöglichen das Erleben unterschiedlicher Gefühle und sozialer Beziehungen. Auch was die Friedensidee betrifft, ergeben sich unterschiedliche Möglichkeiten.

Weichert (1988, S. 533) unterteilt den Sport in sechs verschiedene Sportsektoren, die teilweise unverbunden, teilweise in Interaktion zueinander stehen.

1. *Breitenleistungssport*: Ist der Wettkampfsport, der in der Freizeit auf niedrigen bis höchsten Leistungsniveau betrieben und im Verein organisiert wird.
2. *Schausport*: Bezeichnet den professionalisierten Sport, d.h. der Sport wird zum Beruf. Der Schausport dient zur Unterhaltung der Massen, er wird über die Medien ausgestrahlt und soll eine große Zahl an Menschen erreichen. Er ist an Gewinn und Werbeeffekten interessiert.
3. *Organisiertes Bewegungsangebot*: Diese Art von Sport dient zur Befriedigung des Bewegungsbedürfnisses in festen sozialen Gemeinschaften. Er wird in der Freizeit u.a. in Vereinen, Volkshochschulen, kommerziellen Institutionen betrieben.
4. *Freier Spaßsport*: Freier Spaßsport wird mit Familie und Freunden in der Freizeit durchgeführt. Er steht in einem sozialen Kontext und ist durch offene Organisationsformen gekennzeichnet.
5. *Selbsterfahrungssport*: Der Selbsterfahrungssport bezieht sich auf individuelle und personale Körper- und Bewegungserfahrung. Dieser ist nach innen gerichtet und dient der Entspannung und Erweiterung der Wahrnehmung. Er kann sowohl privat als auch im kommerziellen Rahmen durchgeführt werden.
6. *Instrumenteller Sport*: Diese Art verfolgt eine funktionale Absicht und wird meistens von einigen für andere in die Wege geleitet, beispielsweise für Gesundheit, Erziehung (Schulsport), Rehabilitation, Therapie, etc.
(Weichert, 1988, S. 533).

Hinsichtlich der Motivationen gibt es ebenfalls Ähnlichkeiten wie auch Unterschiede; gemeinsam ist dem Hochleistungssport und dem Breitensport: Selbststeigerung, das Sich-Messen und Miteinander-Konkurrieren (Maier, 2004, S. 17). Weitere bestimmende Motivationen im Breitensport sind nach Maier (2004, S. 17) die Spielfreude an den Wettkämpfen, die Selbstempfindung, das Bedürfnis nach Ausgleich, Vorbeugung und Therapie. Im Hochleistungssport sind vorwiegende Motive das „Citius - Altius - Fortius“ - das Schneller, Höher und Stärker, Grenzen erfahren, Selbstbestätigung, Rekordstreben und Selbstdarstellung (Maier, 2004, S. 17).

Jene Unterscheidungen verdeutlichen, dass den einzelnen Sportbereichen verschiedene Interessen, Motive und Sinnmuster zu Grunde liegen.

2.3 Historischer Abriss

Wie hat sich der Sport, wie wir ihn heute kennen, entwickelt? Zuvor wurde seine etymologische Herkunft bestimmt, nun soll noch seine geschichtliche Entwicklung erläutert werden.

Der gegenwärtige Sport kann nach Grupe und Krüger (2001, S. 479) historisch auf zwei Traditionen zurückgeführt werden: Auf der einen Seite hat er seinen Ursprung in England, wo Spiele und Wettkämpfe als „sports“ bezeichnet wurden, auf der anderen Seite entstand am Anfang des 19. Jahrhunderts das Turnen in Deutschland und die Gymnastik in Schweden. Turnen und Gymnastik weisen eher erzieherische Formen und Inhalte von Leibesübungen auf (Grupe & Krüger, 2001, S. 479).

Auch Eichberg (1979, S. 29) unterscheidet den Begriff Sport im weitesten Sinne² in drei voneinander abweichende Formen: Sport (im engerem Sinne), Turnen und Gymnastik. Für einige Autor(inn)en stellt auch das Spiel einen weiteren gesonderten Bereich der Leibesübungen dar.³

2.3.1 Begriffsabgrenzung „Sport“

Beim Sport im engeren Sinne liegt das Hauptaugenmerk auf dem körperlichen Leistungsstreben, dem Leistungsvergleich und dem Wettkampf (Eichberg, 1979, S. 29).

England ist das Ursprungsland des modernen Sports (Jakobi, 1990, S. 20). Die „sports“ waren in England des Mittelalters und der frühen Neuzeit regionale und lokale Spiele, die oft in Verbindung mit Festen abgehalten wurden. Einige dieser Formen wurden an den Public Schools in die Erziehung aufgenommen (Mangan, 1981; zit.n. Grupe & Krüger, 2001, S. 478). Ausgehend von diesen Public Schools entwickelte sich der Sport übers ganze Land „als britisch-englische Art des Spielens, Wettkämpfens und der Freizeitverbringung“ (Grupe & Krüger, 2001, S. 478f.). Er schloss alle Schichten und Klassen der Bevölkerung ein. Der englische Sport war vor allem durch den geregelten und leistungsorientierten Mannschaftssport gekennzeichnet (Eichberg, 1979, S. 31). Der Aufstieg Englands zu einer Weltmacht ermöglichte, besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts, die Verbreitung des Sports in andere Länder (Elias, 1983, S. 9).

² Sport im weitesten Sinne stellt für Eichberg (1979, S. 29) eigentlich „Leibesübungen“ dar. Hier ergibt sich für ihn ein terminologisches Dilemma, da mit dem modernen Sportbegriff als einem historischen die älteren Erscheinungen nur unzureichend zu erfassen sind. Er schränkt den Sportbegriff auf die leistungsorientierten Leibesübungen der Moderne ein, da der moderne Sport bestimmte gesellschaftliche Verflechtungen aufweist. In den übrigen Fällen spricht er von Leibesübungen, Wettkämpfen, Körperkultur u.ä.

³ Im Unterschied zum Spiel, welches in allen Kulturen und zu jeder Zeit nachzuweisen ist, sind die drei anderen Formen der Leibesübungen erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden (Eichberg, 1979, S. 29).

Die Entwicklung ging Hand in Hand mit der fortschreitenden Industrialisierung. So kamen neben bereits existierenden Motiven wie Muße, Wohlbefinden und Fair Play auch noch verstärkt „der Gedanke von Wettkampf, Rekord, Konkurrenz, Disziplin und Leistung zum Tragen“ (Heinz, 2007, S. 438). Der englische Sport diente auch als Vorlage für die modernen Olympischen Spiele.

Im weiteren Sinne bezieht sich der Sport auf körperorientierte Wettkämpfe, Leibesübungen, Spiele und körperliche Ertüchtigungen in allen Gesellschaften, Kulturen und Zeiten (Elias, 1983, S. 13; Grupe & Krüger, 2001, S. 478).

Die auffälligsten Charakteristiken des modernen Sports sind seine Internationalität und Universalität. Diese Merkmale unterscheiden sich markant von den vormodernen, lokalen und regionalen Traditionen der Leibesübungen und des Spiels. Vor allem die modernen Formen der sportlichen Megaevents wie beispielsweise die Olympischen Spiele, die Fußball-Weltmeisterschaft und Europameisterschaft, die ATP-Tour, etc., haben die Internationalität und Universalität des Sports stark mitgeprägt.

2.3.2 Begriffsabgrenzung „Turnen“

Bis Ende des 19. Jahrhunderts verstand man unter dem Begriff Turnen die gesamte Sportszenerie, erst später entwickelten und differenzierten sich die Sportarten in ihre Vielfalt (Steins, 1983, S. 82).

Das Turnen geht auf Friedrich Ludwig Jahn zurück. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es in Deutschland Teil der bürgerlichen Freiheits- und Nationalbewegung (Grupe & Krüger, 2001, S. 479). Dem Turnen ging es um die Bildung von Geist und Körper (Zech, 1971, S. 477). Jahn lehnte sich an die Gymnastik der Philanthropen an und entwickelte ein umfassendes System von Übungen, die er Turnen nannte (Zech, 1971, S. 476). Jahns Ideen gingen weit über den schulischen Bereich hinaus und es entstand „eine Volksbewegung mit betont patriotischen Zielen“ (Zech, 1971, S. 476). Nach der Turnsperr (1820) entwickelte sich das Turnen zu einer Form nationaler Leibesübungen und es kam zur Gründung von Vereinen und Verbänden. Zu dieser Zeit wurde auch das Schulturnen eingeführt, das auf Adolf Spieß zurückzuführen ist (Zech, 1971, S. 477; Grupe & Krüger, 2001, S. 479).⁴

2.3.3 Begriffsabgrenzung „Gymnastik“

Die Gymnastik betonte mehr die Vielseitigkeit als die individuelle Höchstleistung. „Die Gymnastik soll harmonisch-rhythmisch die Totalität des Körpers bewegen, lockern und

⁴ Auf die deutsche Turnbewegung wird in dieser Arbeit später eingegangen vgl. Kapitel 7.2.3.

kräftigen“ (Eichberg, 1979, S. 30). Der Philanthrop Guts Muths war der Vorreiter dieser Form der Leibesübungen. Seine Ideen bildeten sowohl die Grundlage des deutschen Turnens als auch der schwedischen Gymnastik (Grupe & Krüger, 2001, S. 479).

2.3.4 Begriffsabgrenzung „Spiel“

Nach Eichberg (1979, S. 40) ist das Spiel, das volkstümliche Bewegungs- und Kampfspiel, die Basis für viele Grundformen der neuzeitlichen Leibesübungen. Unter dem Spiel versteht man im allgemeinen „ein Komplex von Handlungen außerhalb der praktischen Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit (...), der aber durch, von den Spielern anerkannte Regeln, geordnet ist“ (Huizinga, 1969, S. 13; zit.n. Eichberg, 1979, S. 29).

Geißler (1967, S. 46) unterscheidet das Spiel in das Drangspiel, das Turnspiel und das Kampfspiel. Das Drangspiel ergibt sich aus allen ungebundenen, aber jeweils in eine Form kommende, Spielen. Die Turnspiele sind ursprünglich überlieferte Volksspiele mit einfacher Struktur, deren Regeln austauschbar sind, ohne aber ihren wesentlichen Charakter zu verändern; es überwiegt der Wesenszug der Freude und des Tummelns. Die Kampfspiele sind jene Spiele, die auf großem oder kleinem Feld gespielt werden und sich auch in den Schulen etabliert haben (Geißler, 1967, S. 46). Alle drei Arten des Spielens haben ihre pädagogischen Bedeutungen in den Bereichen „der Leiblichkeit, der Beweglichkeit, der Fähigkeiten und der Partnerschaftlichkeit“ (Geißler, 1967, S. 47). Zwar lässt sich das Spielen inhaltlich in diese drei Kategorien unterscheiden, aber innerhalb dieser können die Spiele nur nach Merkmalen geordnet werden, d.h. nach Ähnlichkeiten in der Spielidee, Bewegungsmerkmalen oder Differenzen, die durch Geräte mitbestimmt sind.

Für Geißler (1967, S. 47) ist das Spielen nicht nur eine menschliche Tätigkeit sondern eine Lebensform, die den einzelnen Menschen zu beeinflussen vermag. Es begeistert die die Beweglichkeit des Menschen bis in die Dimensionen der Leiblichkeit, der Fähigkeiten und der Partnerschaftlichkeit. So kann man von einem leibeserzieherischen Bildungswert des Spielens sprechen, „d.h. jedes Spiel, das den Menschen vom Leiblichen her seelisch-geistig ‚packt‘, trägt zum Aufbau der Person, zur Mündigwerdung bei“ (Geißler, 1967, S. 47). Das Spielen ist eine Lebensform des Kindes, des Jugendlichen und des Erwachsenen, in der man viele Erfahrungen machen kann. Wenn das Spielen zur Lebensform von Gesellschaften wird, ist es auch „etwas Verbindendes, das Leben Verschönende, etwas den Lebensstil Prägendes“ (Geißler, 1967, S. 48).

2.4 Die Bedeutung des Sports in unserer Gesellschaft

Sport ist zu einem festen Bestandteil unserer Gesellschaft geworden. Er spielt im Leben von Millionen von Menschen eine bedeutende Rolle. Egal ob aktiv oder passiv ausgeübt, ist Sport ein Thema, das die Gesamtgesellschaft berührt und nur wenige kalt lässt (Rösch, 1977a, S. 15). Durch die heutigen Vermittlungsmöglichkeiten wie Fernsehen, Rundfunk, Presse und Internet schafft es der Sport, beinahe die ganze Welt zu erreichen.

Die sozialen Strukturen im Sport sind abhängig von den gesamtgesellschaftlichen Gegebenheiten (Heinemann, 1980, S. 142). Sport wird durch gesellschaftliche Entwicklungen geformt; er ist nicht unabhängig, sondern wird durch die Beziehung zur Gesellschaft gewahrt, verändert und neu gestaltet (Heinemann, 1980, S. 142).

Wie für viele Autor(inn)en, so stellt auch für Krawczyk, Jaworski und Ulatowski (1973, S. 60) der Sport ein komplexes und vielschichtiges Phänomen dar, das in unserer Gesellschaft einen festen Platz eingenommen hat und stetig an Bedeutung gewinnt (Kleiner, 2006, S. 125). Für Kleiner (2006, S. 125) ist Sport „Ausdruck der Gesellschaft als Ganzes und Abbild des Wertesystems jenes Systems der Gesellschaft, in der er etabliert ist“. Auch Weiß (1999, S. 30) vertritt diese Ansicht: „Sport entsteht nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern entwickelt sich in konkreten sozialen Handlungskontexten, die eine Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse bzw. jener Gesellschaft sind, in der sie vorkommen“. Das bedeutet, dass in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen das Bild des Sports entsprechend anders aussieht.

Da der Sport die Entwicklung und die jeweilige Situation der Gesellschaft widerspiegelt, wird er häufig als ein Mikrokosmos der Gesellschaft bezeichnet (Prokop, 1992, S. 23). Plessner (1961; zit.n. Meinberg, 1991, S. 88) formulierte in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts sinngemäß den Satz: „Der bestehende Sport ist nicht besser und schlechter als die Gesellschaft, in der er betrieben wird“. Aus diesem Satz resultiert die Tatsache, dass ein Zusammenhang zwischen dem gesamtgesellschaftlichen Wandel und den sich verändernden Formen des Sporttreibens besteht. Sowie sich die Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten verändert hat, lassen sich auch im modernen Sport, d.h. im Hochleistungssport ebenso wie im Breitensport, Veränderungen feststellen. Diese Veränderungen finden sowohl im Bereich der objektiven Phänomene als auch im Bereich der Vorbilder, Einstellungen und Erwartungen statt (Krawczyk et al., 1973, S. 60).

2.5 Funktionen des Sports

Dem Sport werden viele Wirkungen zugeschrieben: Er ist wichtig für die Gesundheit, Erziehung und Bildung der Menschen, er schafft sozialen Ausgleich und gegenseitiges Verständnis und er bemüht sich auch um die Förderung des Friedens.

Grupe (2000, S. 65) betont, welche wichtige Erfahrungen den Menschen fehlen würden, gäbe es den Sport nicht:

„Ohne den Sport (...) würden wir weniger über unsere Mitmenschen wissen, uns weniger Gruppen und Gemeinschaften zugehörig fühlen, weniger soziale Kontakte haben oder neue knüpfen können. Wir würden weniger bestimmte Formen des Umgangs miteinander entwickeln und pflegen können (...); wir hätten weniger Gelegenheit, gemeinsam etwas zu tun, gemeinsame Freude und Spannung zu empfinden, gemeinsam etwas erleben, zu helfen und Hilfe zu erfahren“ (Grupe, 2000, S. 65).

Aber genau diese Erfahrungen sollte doch ein jeder von uns machen dürfen. Gerade in einer Zeit, die für viele Menschen unübersichtlich geworden ist und in der man sich schnell mal überfordert fühlt, ist es wichtig, soziale Erfahrung und Zusammengehörigkeit zu erleben, andere zu achten und sich diesen zuzuwenden - eben diese Möglichkeiten bietet der Sport. Er eröffnet den Menschen den Zugang zu sportspezifischen Situationen und macht sie fähig in ihnen zu handeln.

Der Sport erfüllt daher unterschiedliche Funktionen in unserer Gesellschaft. Zahlreiche Autor(inn)en haben verschiedene Kategorisierungen der Funktionen im Sport vorgeschlagen. Hier sei das Modell nach Heinemann (1980) dargestellt. Heinemann (1980, S. 199) fasst die Funktionen und Leistungen des Sports in sechs Kategorien zusammen: Die sozio-emotionale Funktion, die Sozialisationsfunktion, die sozial-integrative Funktion, die politische Funktion, Sport als Instrument der sozialen Mobilität und die biologische Funktion.

2.5.1 Sozio-emotionale Funktion des Sports

Die „sozio-emotionale Funktion“ besagt, dass der Sport ermöglicht, Aggressionen, Spannungen, Frustrationen und andere Affektzustände zu kanalisieren und abzubauen. Zum anderen kann der Sport als Ausgleich der Langweile des Alltagslebens entgegenwirken. Dem Sport wird einerseits die Fähigkeit zugeschrieben, Gefühlsspannungen und aggressives Verhalten in einer Form zum Ausdruck zu bringen, die das soziale Zusammenleben nicht belastet, andererseits bietet er vor allem bei monoton durchgeführten Arbeiten, Abwechslung (Heinemann, 1980, S. 199f.).

2.5.2 Sozialisationsfunktion des Sports

Bei der „Sozialisationsfunktion“ des Sports geht man davon aus, dass durch Sport moralische, kulturelle und gesellschaftliche Vorstellungen vom Individuum verinnerlicht werden und somit hilft, den Charakter zu entwickeln und zu stärken. Demzufolge kommt dem Sport in der Erziehung und Charakterbildung eine hohe Bedeutung zu (Heinemann, 1980, S. 201).

Heinemann (1980, S. 201f.) führt fünf Sozialisationsleistungen, die dem Sport zu geschrieben werden, an:

1. „Sport präge und festige die Fähigkeit und Bereitschaft zu sozialnormativem Handeln“ (Heinemann, 1980, S. 201). Mit Hilfe von Normen und Regeln werden Handlungsfelder im Sport bestimmt und definiert. Durch die Beachtung von Vorschriften und Erwartungen kann man sozial-normatives Handeln erlernen und damit werde die Möglichkeit der „Vergesellschaftung des Individuums“ geboten (Heinemann, 1980, S. 201).
2. „Sport vermag wesentlich zur Formung der Persönlichkeit, zur Prägung charakterlicher Eigenschaften beizutragen“ (Heinemann, 1980, S. 201). Sport ermöglicht eigene Normen festzulegen und diese auch mit persönlichem Einsatz zu erlangen. Durch Sport wird Leitungsbereitschaft, Regelmäßigkeit und Ausdauer im Bestreben ein Ziel zu erreichen und die Fähigkeit Niederlagen zu überwinden, geübt.
3. „Im Sport werden soziale Verhaltensweisen wie Anpassung an die Anforderungen der Gruppe, Solidarität, Kooperation, Fairneß erlernt“ (Heinemann, 1980, S. 202); kurz ausgedrückt: Im Sport wird Soziabilität geprägt. Diese Leistung des Sports ist gegeben, da sportliche Betätigung meistens in Gruppen ausgeübt wird, das partnerschaftliche Verhalten erfordert.
4. „Sport wird als Handlungsfeld angesehen, in dem besondere kognitive Fertigkeiten geprägt werden können“ (Heinemann, 1980, S. 202). Sport bietet ein Feld sozialer Kommunikation, in dem Symbolsysteme verbaler und nonverbaler Form entstehen, die bestimmte kognitive Kenntnisse und Fertigkeiten voraussetzt.
5. „Sport besitze die Funktion, Mängel und negative Folgeerscheinungen einer unzulänglichen Sozialisation in unserer Gesellschaft oder doch in bestimmten Gruppen dieser Gesellschaft zu beheben oder doch auszugleichen“ (Heinemann, 1980, S. 202). Sport fördere den Sozialisationsprozess, wenn dieser in seiner Entwicklung behindert ist, sei es in einer Verkümmern der Motorik, in starker Aggression oder mangelnder Ich-Stärke.

2.5.3 Sozial-integrative Funktion des Sports

Nach der „sozial-integrativen Funktion“ hat der Sport die Fähigkeit, Menschen unterschiedlicher Gruppen, sozialer Schichten, Nationen und Glaubenszugehörigkeit zu einer Gemeinschaft zusammenzuführen und die Distanz zwischen ihnen zu verringern. Es wird auch ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit aufgebaut und die Chance zur Identifikation mit der Gruppe gegeben. Die sozial-integrative Funktion beinhaltet außerdem, dass Menschen durch Sport erkennen, dass soziale Werte und Normen in der Gesellschaft bestehen und dass deren Einhaltung die Erreichung eines Zieles erleichtert (Heinemann, 1980, S. 203f.).

2.5.4 Politische Funktion des Sports

Neben den bisher erwähnten sozialen Funktionen erfüllt der Sport auch politische Funktionen. Viele Länder benutzen den Sport als Instrument nationaler Politik. Er hilft die Identität zu wecken und fördert das nationale Prestige. Sieg oder Niederlagen werden sehr oft nicht nur den Athlet(inn)en bzw. der Mannschaft, die ihn errungen haben, zugesprochen sondern auch der Nation; das heißt, der Sport wird benutzt, um nationale Einstellungen und nationales Ansehen zu stärken. Diese Funktion ist aber nicht immer positiv zu bewerten; die politische Instrumentalisierung kann auch sehr negativ behaftet sein (Heinemann, 1980, S. 204ff.).⁵

2.5.5 Sport als Instrument der sozialen Mobilität

Die fünfte Funktion beschreibt den Sport als Instrument der sozialen Mobilität. „Der Begriff ‚soziale Mobilität‘ bezeichnet den sozialen Aufstieg oder den sozialen Abstieg von Einzelpersonen, Gruppen und sozialen Kollektiven“ (Heinemann, 1980, S. 207). Diese Funktion kommt vor allem bei jenen Sportarten zum Tragen, bei denen das Profitum vorherrschend ist, d.h. Erfolge der Athlet(inn)en werden durch ein hohes Einkommen und Prestige gewürdigt. Hier kann eine sportliche Karriere dazu beitragen, soziale Barrieren zu überwinden und eine finanzielle Besserstellung zu erreichen. Neben den Karrierechancen durch professionalisierten Sport können durch sportliche Betätigung auch Fähigkeiten, Fertigkeiten und Motivationen erworben werden, die den sozialen Aufstieg in andere Daseinsbereiche erleichtern. Körperliche Fitness kann somit auch die berufliche Leistungsfähigkeit fördern. Eine weitere Möglichkeit durch Sport die soziale Mobilität zu erhöhen, ist die berufliche Förderung auf Grund erfolgreicher Teilnahme am Sport (Heinemann, 1980, S. 207ff.).

⁵ Auf die politische Instrumentalisierung wird in dieser Arbeit im Kapitel 7.2 noch ausführlicher eingegangen.

2.5.6 Biologische Funktion des Sports

Die biologische Funktion des Sports besteht darin, Bewegungsausgleich zu schaffen und besitzt eine gesundheitsfördernde und -erhaltende Wirkung. Speziell im Breitensport wird diese Funktion des Sports oft in den Vordergrund gestellt. Im Gegensatz dazu stellt sich im Spitzensport die Frage, ob er diese Funktion noch erfüllt (Heinemann, 1980, S. 209f.).

Die sechs oben angeführten Funktionen, bei denen es sich laut Heinemann (1980, S. 211) um Legitimationen und nicht empirisch nachweisbare Wirkungen handelt, sind nützlich, um einen ersten Überblick über die Möglichkeiten des Sports zu bekommen; doch sind diese Funktionen sehr allgemein beschrieben und es wird kein Unterschied zwischen den verschiedenen Bereichen des Sports gemacht. Man sollte jedoch immer bedenken, dass der Spitzensport andere Funktionen als der Breitensport erfüllt.

3 Werte und Normen im Sport

„**Werte** sind soziale bzw. kulturell vorgeschriebene Kriterien (...), auf deren Grundlage Handlungsziele als wünschenswert erkannt werden‘ (Helle 1969, S. 64). Sie bilden die Basis für Entscheidungen und motivieren menschliches Handeln“ (Weiß, 1999, S. 30, Hervorheb. im Orig.).

„**Normen** sind Regeln des Handelns bzw. Verhaltensanforderungen der jeweiligen sozialen Umwelt an die Inhaber sozialer Positionen und Rollen; sie leiten sich aus Werten ab und dienen deren Verwirklichung“ (Weiß, 1999, S. 30, Hervorheb. im Orig.).

Werte entlasten in geeigneter Weise die weitaus zahlreicheren und konkreter ausgeprägten sozialen Normen, die für ein abschätzbares Verhalten in den abwechslungsreichen Situationen des Lebens notwendig sind (Weiß, 1999, S. 31).

Werte und Normen werden im Sozialisationsprozess verinnerlicht. Es gibt Zeitabschnitte, in denen das Werte- und Normensystem einer Gesellschaft relativ konstant bleibt, aber auch welche, in denen es zu einem Wertewandel kommt. Insbesondere in der heutigen Zeit und Gesellschaft entstehen im Prozess des raschen zivilisatorischen Wandels Gruppen mit verschiedenen Werten, z.B. aus ethischen, religiösen oder sexuellen Gründen (Weiß, 1999, S. 31).

Die ethischen Sozialisationseinflüsse des Sports und des Wettkampfs werden über die Wettkampfregeln, ihren festgelegten Normen und deren Werteinstellungen begründet. Demnach gelten Normen als allgemeingültige Verhaltensvorschriften. Ihnen wird in Form von Wettkampfregeln eine grundlegende Bedeutung zugesprochen. Durch Festlegung der Ziele, ihrer Mittel und räumlich-zeitlichen Bedingungen, konstituieren sie den Wettkampf als eine „Eigenwelt in der Alltagswelt“ (Franke, 1994, S. 78), wobei regelkonformes Handeln nicht immer auch ein wettkampfsportliches Handeln ist (Franke, 1994, S. 78).

Normen bzw. Regeln erhalten ihren wesentlichen Gehalt erst durch bestimmte Werte. Laut Franke (1994, S. 78) gibt es zwei Typen von Werten: Spezifische Werte, dazu zählt das Fair Play; und relevante Werte wie beispielsweise Mut, Kameradschaft und Entschlusskraft (Franke, 1994, S. 78). Diese Werte sind als sittliche Einstellungen oder Haltungen an Sportler/innen gebunden, welche regelorientiert handeln.

Im Sport können Werte wie Fairness, Solidarität, Disziplin, Ausdauer, Leistung, Teamgeist, Gesundheit erlebt und erlernt werden. Diese Werte kommen auch außerhalb des Sports oft zum Einsatz (Kleiner, 2006, S. 103). Aber Sport fördert nicht nur humane

Werte, er trägt auch dazu bei, Extremismus, Gewalt und Fremdenfeindlichkeit abzubauen und vorzubeugen.

Sport ist nach Weiß (1999, S. 31) ein soziokulturelles Gebilde, das durch das kulturelle Wertesystem und der soziokulturellen Gegebenheiten einer Gesellschaft seine Ausprägung erfährt. In den verschiedenen Gesellschaftssystemen wird auch das Bild des Sports unterschiedlich wahrgenommen. „Das Werte- und Normensystem, das einer bestimmten Gesellschaft zugrunde liegt, spiegelt sich im Sport dieser Gesellschaft wider“ (Weiß, 1999, S. 31). Diese Tatsache zeigt sich auch im Hinblick auf die spezifischen Nationalsportarten wie Schifahren, Football, Stierkampf, Fußball, etc., an den vielfältigen Erscheinungsformen des Sports, in der Trennung zwischen typischen Frauen- und Männersportarten und Sportarten der oberen und der unteren Schichten (Ehalt & Weiß, 1993, S. 10). „Die Strukturen und Prozesse des Sports sind also kontingent, kulturspezifisch und sozial durchformt“ (Ehalt & Weiß, 1993, S. 10).

Sport spiegelt Verhältnisse, Zustände, Veränderungen und Entwicklungen in der Gesellschaft, in der er etabliert ist, wider. Weiß (2006, S. 86) veranschaulicht diese Tatsache an Hand der USA: Im Konkurrenzkampf zu siegen ist ein wesentlicher Wert im amerikanischen Gesellschaftssystem, egal ob in der Schule, im Berufsleben, in der Politik oder auch im Sport, nur das Siegen zählt, und nur die Besten überleben. Dies geht auf das sozial-darwinistische Prinzip zurück und hat sich in den USA sowohl in der Gesellschaft als auch im Sport etabliert. Es ist aber festzuhalten, dass das ununterbrochene Verlangen, siegen zu wollen, kein natürliches Phänomen sondern ein kulturelles Phänomen darstellt (Weiß, 2006, S. 86). Dieser Tatbestand begründet auch, warum Gesellschaften mit anderen Wertesystemen entsprechend ihrer Kultur andere Sportarten oder Spiele vorziehen.

Auch Eicherberg (1979; 1986) hat sich in seinen Büchern immer wieder mit der Werte-Diskussion des Sports beschäftigt und man kann aus dessen Ausführungen entnehmen, dass die Wertvorstellung im Bereich der menschlichen, in diesem Falle der sportlichen Bewegung, eng mit der Gesellschaftsveränderung verbunden ist.

Elias (1983, S. 15) hat in „Die Genese des Sports“ festgestellt, dass die antiken griechischen Spiele, die oft als das Ideal des Sports dargelegt werden, sich von den heute stattfindenden Wettkämpfen stark unterscheiden; z.B. war ein weitaus höheres Maß an körperlicher Gewalt erlaubt, als es heutige Regeln zulassen würden. Man kämpfte etwa bei der Pankration mit allen Körperteilen, sprich mit Füßen, Knien, Händen, Ellbogen, Kopf oder Zähnen (Weiß, 2006, S. 89). Neben schweren Verletzungen konnten die brutalen Kämpfe sogar tödlich ausgehen. Elias (1983, S. 16) weist daraufhin, dass das höhere Maß an körperlicher Gewalt in den antiken Wettkämpfen keine

Ausnahmeerscheinung war, sondern auch im alltäglichen Leben der griechischen Gesellschaft stattfand und nichts Ungewöhnliches darstellte. Heute würden wir so ein Ausmaß an physischer Gewalt als unzivilisiert und barbarisch ansehen. Dieses Beispiel veranschaulicht: Wenn sich die Werte eines gesellschaftlichen Systems verändern, ändert sich auch der Sport.

3.1 Das Leistungsprinzip im Sport

Leistung und Leisten gehören zu den Merkmalen des menschlichen Lebens. Nach Eichberg (1986, S. 9) gehört Leistung zu den Universalien der menschlichen Gesellschaft, wenn nicht sogar zu dem tragenden Element.⁶

Auch der Sport nimmt das Leistungsprinzip in Anspruch; der Leistungsgedanke ist für den modernen Sport sehr charakteristisch und hat ihn besonders geprägt.

Leistung, Konkurrenz und andererseits Gleichheit sind nach Grupe (1982, S. 167) das, was den Sport so faszinierend macht, im speziellen die Exaktheit mit der der Sport die Grundprinzipien der Industriegesellschaft wiedergibt. Der Sport in unserem technisch-industriellen Zeitalter enthält viele Merkmale, die auch die Arbeitswelt kennzeichnet: Professionalisierung, Kommerzialisierung und Internationalisierung (Huning, 1997, S. 123). Durch den Leistungsgedanken wird der Sport zu einem eindrucksvollen und repräsentativen Modell der Leistungsgesellschaft, die wie der Sport wert- und erfolgsorientiert ist (Prokop, 1992, S. 23).

Es ist aber festzuhalten, dass der Sport den Menschen auch eine Antwort auf die „Abstraktheit der industriellen Arbeitswelt“ gibt (Grupe, 1982, S. 167). „Er bietet einen Ausgleich, indem sich in ihm das Element der nicht Nichtarbeit mit der Leistung auf eine Weise verbindet, die dem einzelnen Menschen Befriedigung verschafft (...)“ (Grupe, 1982, S. 167). In einer Zeit, die von Geschwindigkeit und Stress, von Leistungsdruck und Erfolgsstreben sowie von Ängsten vieler Menschen bestimmt ist, wird dem Sport ein hoher Stellenwert zu geschrieben um Freude und Glück zu erfahren.

Es darf aber nicht übersehen werden, dass sich unsere Gesellschaft im letzten Jahrhundert zunehmend zu einer Freizeitgesellschaft entwickelt hat. Durch die zunehmende Freizeit hat auch die Bedeutung des Sports zugenommen.

⁶ Es ist aber darauf hinzuweisen, dass die Leistung nichts rein Individuelles ist, sie ist auch von einer sozialen und kulturellen Komponente abhängig (Grupe, 1982, S. 158).

Grupe und Krüger (2001, S. 481) gehen davon aus, dass Leistung und Wettkampf Grundprinzipien des Sports sind, die in jeder Art des Sports mit unterschiedlichem Gewicht auftreten.

Obwohl dem Leistungsbegriff im Sport - Leistung, Wettbewerb und Überbietung legen für viele die unmenschlichen Strukturen einer inhumanen Gesellschaft dar - oft ein negativer Beigeschmack zukommt, erfüllt er auch wichtige und positive Funktionen. Nach Grupe (1982, S. 176) sprechen Leistungen für sich; d.h. es sind keine langen Erklärungen und sprachliche Verständigungen nötig, da jeder versteht was damit gemeint ist, wenn jemand beispielsweise eine bestimmte Länge in einer bestimmten Zeit schwimmt. Betrachtet man das Leistungsprinzip aus einer kritischen Perspektive, lässt sich erkennen, dass Leistungen im Grunde aufrichtig und ehrlich sind, sie sind generell nachprüfbar und prinzipiell überbietbar. Für Grupe (1982, S. 176) vertreten sie eine Art „archetypische Grundstrukturen“, dies bedeutet besser zu sein als jemand anderer, ohne ihn zu verletzen; Selbstbestätigung erlangen nach Regeln; zeigen, was man kann; dies alles unter einsehbaren, eingehaltenen und möglichst selben Bedingungen und unabhängig von rassistischen, politischen, religiösen und weltanschaulichen Traditionen (Grupe, 1982, S. 176). Leistung eröffnet Möglichkeiten nonverbaler Kommunikation (Grupe, 1982, S. 177).

3.1.1 Der Code Sieg-Niederlage

Im Spitzensport zeigt sich, dass die Erbringung von wettkampfbezogenen Leistungen, im speziellen von körperlichen Leistungen, im Mittelpunkt steht. Wenn man danach fragt, welcher Code dem Spitzensport zu Grunde liegt, dann ist es der Code Sieg-Niederlage.

Laut Cachay und Thiel (2000, S. 137) ist die Orientierung am Code Sieg-Niederlage für das Handeln im Spitzensport von großer Bedeutung. Stichweh (1990; zit.n. Cachay & Thiel, 2000, S. 137) weist darauf hin, dass in keinem anderem sozialen Bereich als im Sport eine derart radikale Orientierung am Leistungsprinzip zu beobachten ist, weder im Wissenschafts- noch im Wirtschaftssystem. Die Leistungsorientierung ist im Sport, vor allem im Spitzensport, so stark ausgeprägt, dass der/die Athlet/in ständig danach streben sportliche Verbesserungen zu erzielen.

Sieger/innen und Besiegte existieren natürlich nicht nur im Spitzensport sondern ebenso in anderen Bereichen des Sports. Auch im Freizeitsport geht es oft nicht ohne Verlierer/innen und Sieger/innen. Dieses Phänomen lässt sich auch schon bei den Kindern feststellen, die genauso wissen wollen, wer gewinnt und wer verliert. Auch bei den Behinderten und den Versehrten finden Wettkämpfe statt um herauszufinden, wer der/die Beste ist.

Doch es gibt auch den anderen Sport, bei dem es nicht um Sieg und Niederlage geht. Dazu gehören Lauftreffs, Spielfeste, Bewegungstheater, Tanzabende, usw. Dieses Sporttreiben ist gekennzeichnet „durch eine freie, relativ, regellose spaß- oder gesundheitsmotorische Bewegung ohne den direkten Vergleich mit anderen“ (Weichert, 1988, S. 532).

3.2 Fairness & Fair Play

Einer der bedeutendsten Werte im Sport ist das Fair Play.

„Der Sport gilt als Ursprungsland der Fairneß“ (Lenk & Pilz, 1989, S. 12). Faires Handeln im Sport wurde als Merkmal von Ritterlichkeit des Gentleman, des Freizeitsportlers, welcher sehr wohl den Sieg als etwas Erstrebenswertes ansah, aber nur mit ehrlichen Mitteln und unter Einhaltung der Regeln und Achtung des Gegners, bezeichnet. Die Bedeutung der Fairness als Fair Play wurde und wird noch immer als wichtiger moralischer Wert des Sports angesehen (Lenk & Pilz, 1989, S. 12).⁷

Der Begriff Fairness ist unklar und verschwommen. Heute werden mit dem Begriff Fairness unzählige Umschreibungen vorgenommen wie beispielsweise Hilfsbereitschaft, Güte, Aufrichtigkeit, Verlässlichkeit, Großzügigkeit, Gerechtigkeit, Chancengleichheit, Respekt dem/der Gegner/in gegenüber, Edelmut, Achtung vor der Leistung des anderen, Disziplin, Selbstbeherrschung, Kameradschaft, Ehrlichkeit, Toleranz, Bescheidenheit, Ehrfurcht u.a. (Lenk & Pilz, 1989, 23f.; Jakobi, 1990, S. 20). Die Liste könnte noch weiter geführt werden, aber es zeigt sich, dass die Begriffe fair bzw. Fairness sehr verschwommen sind und somit einen „Schwammwortcharakter“ darstellen (Lenk & Pilz, 1989, S. 24). Um es auf den Punkt zu bringen: Unter Fairness wird ein „ehrenhaftes und anständiges Verhalten verstanden“ (Haag, 1995, S. 169). Trotz dieser enormen Bedeutungsvielfalt erfreut sich die Idee und das Prinzip Fairness einer hohen Beliebtheit im Sport wie auch im Alltagsleben und wird oft gebraucht. Fairness ist ein besonders wichtiges sozial-ethisches Leitideal unserer Gesellschaft.

Lenk und Pilz (1989, S. 33-36) fassen den Begriff Fairness in fünf Merkmale zusammen:

1. Beachtung konstitutiver Spielregeln;
2. Einhaltung regulativer Aspekte des Regelwerks;

⁷ Im folgenden Abschnitt wird auf die Begriffe Fairness und Fair Play eingegangen. In Anlehnung an das englische Ideal war zu nächst der Begriff Fair Play vorherrschend (Gabler, 2001, S. 150). Da sich aber der Begriff Fair Play heute nicht ausschließlich mehr auf den Sport bezieht, sondern auch in andere gesellschaftliche Bereiche hineinreicht, wurde laut Gabler (2001, S. 150) der Begriff der Fairness gebräuchlicher, besonders als eine Grundhaltung, die hinter fairen Handlungen steht. In der vorliegenden Arbeit wird sowohl der Begriff Fairness als auch Fair Play verwendet.

3. Beachtung der Schiedsrichter(innen)urteile;
4. Idee der Chancengleichheit;
5. Achtung der Partnerin und des Partners als Gegner/in und nicht als Feind/in.

Diese fünf Merkmale des Fairnessbegriffs können als erste Orientierungshilfen dienen, um Wertungen im Sinne von unfair und fair zu charakterisieren (Lenk & Pilz, 1989, S. 36).

Das Fair Play kann man als Verwirklichung des Konzepts Fairness in der sportlichen Praxis verstehen (Haag, 1995, S. 170). Das Gebot des Fair Play hat einen festen Platz im Sport eingenommen und vor allem dessen Entwicklung wurde durch diesen Begriff geprägt. Die Begriffe Fairness bzw. Fair Play wurden zum Leitbegriff des modernen Sports. Die Verwirklichung des Fair Play Gedankens durchzieht die ganze Vielfalt und Weite menschlichen Lebens (Enz, 1977, S. 41). Der Sport ist ein Teilsystem der gesamten Gesellschaft und somit ist auch das Fair Play ein gesamtgesellschaftliches Thema (Haag, 1995, S. 170). Das eigentlich auf den Sport zurückgehende Fair Play hat sich im Laufe der Zeit auch auf Politik, Wirtschaft, Verkehr sowie auch im wissenschaftlichen und künstlerischen Sprachgebrauch verbreitet und ist zu einem Universalbegriff geworden, der aus unserem Wortschatz nicht mehr wegzudenken ist (Jakobi & Rösch, 1982, S. 207).

„Ausgangspunkt der Überlegungen und Handlungen zum Fair Play ist die vom Grundgesetz als unantastbar erklärte, von jeder Leistung unabhängige Menschenwürde, aus der die Menschenrechte hergeleitet sind“ (Jakobi & Rösch, 1982, S. 206). Entscheidend für einen guten Sport ist es, diesen Gedanken zu erhalten und zu verbreiten.

3.2.1 Unterscheidungen des Fair Plays

Fair Play wird von einigen Autor(inn)en in unterschiedlichen Formen dargestellt: Fair Play lässt sich nach Jakobi und Rösch (1982, S. 207f.) auf zwei Ebenen beschreiben. Lenk und Pilz (1989, S. 37) unterscheiden die Fairness bzw. das Fair Play in eine formelle und informelle Form.

3.2.1.1 Die zwei Ebenen

Die erste Ebene bedeutet - Achtung der Regeln - und sollte als Mindestforderung eingehalten werden. Fair Play versucht durch die Einhaltung der Spielregeln ein anständiges Spiel zu gewährleisten, damit jeder, sowohl die Gegner/innen als auch die eigene Mannschaft, etwas von dem jeweiligen Spiel hat. Die Anerkennung der Regeln ist

das Fundament des Fair Plays, aber Fair Play meint nicht nur die Einhaltung von Regeln; daneben existiert noch eine zweite Ebene, die eine tiefgreifendere Bedeutung umfasst.

Die zweite Ebene begreift Fair Play - „als Verhalten aus ethischer Verantwortung“ (Jakobi & Rösch, 1982, S. 208). Es wird eine Grundeinstellung vorausgesetzt mit welcher nur diese Ebene erlangt werden kann (Jakobi & Rösch, 1982, S. 208). Diese beinhaltet beispielsweise Achtung vor dem/der Gegner/in zeigen, die Würde der Gegnerin und des Gegners zu respektieren, ihm/ihr Loyalität, Verbundenheit und allenfalls Kameradschaft und Selbstlosigkeit zu erweisen. Darin könnte man eine Chance sehen um Frieden zu verwirklichen. Dieses Verhalten kann nicht durch Gesetze, Vorschriften und Regeln erfasst werden, es setzt eine „innere Einstellung“ voraus (Jakobi & Rösch, 1982, S. 208).

Auch für Weiler (1996, S. 134) existiert über die geschriebenen Regeln hinaus und eigentlich als Grundvoraussetzung jedes Regelwerks „im menschlichen Leben gemeinhin die Regel der Anständigkeit oder Billigkeit im Verhalten gegenüber den Mitmenschen und gegenüber sich selbst als Voraussetzung eines gelungenen Lebens und Zusammenlebens“ (Weiler, 1996, S. 134). Am ausdrücklichsten beweist das die Goldene Regel: „Was du nicht willst, daß man Dir tue, füge keinem anderen zu!“ (Weiler, 1996, S. 134). Die Goldene Regel sollte stets beachtet werden, um faires Handeln zu gewährleisten. Sie besagt, dass man seinen/seine Partner/in und Gegner/in so behandeln und achten sollte, wie man selbst von diesem behandelt und geachtet werden will. Dies ist eine Voraussetzung um das Fair Play zu erhalten.

Für Weiler (1996, S. 135) wurzelt die Fairness als „Ethos des Sports“ im Ethos des Menschen. Für ihn steht fest, dass die Einhaltung der Fairnessregeln die Grundlage für Spiel und Gemeinsamkeit im Sport ist (Weiler, 1996, S. 135).

3.2.1.2 Das formelle und informelle Fair Play

Das „formelle Fair Play“ als die zwingend vorgeschriebene Normforderung, beinhaltet das möglichst buchstabengetreue Einhalten der Wettkampf- oder Spielregeln (Lenk & Pilz, 1989, S. 37; Lenk, 2006, S. 17).

Das „informelle Fair Play“ geht über das „formelle Fair Play“ hinaus und bedeutet „den Geist des fairen Achtens und Beachtens des Gegners oder Vergleichspartners“ (Lenk, 2006, S. 17).

3.2.2 Motivation zum Fair Play

Sowie das Fair Play von verschiedenen Autor(inn)en unterteilt wird, ergeben sich auch bei der Motivation unterschiedliche Ansatzpunkte.⁸

Jakobi und Rösch (1982, S. 208f.) gehen bei der Unterscheidung der Motive des Fair Plays von den schon zuvor beschriebenen Ebenen aus. Für beide Ebenen liegen unterschiedliche Motive zu Grunde.

3.2.2.1 Motive für die zwei Ebenen

Von der ersten Ebene aus betrachtet sind Motive zur Einhaltung des Fair Plays folgende:

- Sportliches Verhalten als Anerkennung der sportlichen Regeln;
- Furcht vor schlechter Kritik und Prestigeverlust;
- Angst vor der Revanche der Gegner/innen;
- Bedenken um das eigene Wohlbefinden;
- Sorge um die mit der Bestrafung verbundenen Nachteile

(Jakobi & Rösch, 1982, S. 208).

Für die zweite Ebene gelten als Motive:

- Kameradschaftlichkeit, d.h. im/in der Gegner/in nicht den/die Feindin sehen;
- Auf eigene Vorteile verzichten;
- Angst vor Verletzung durch Äußerungen und Aktionen aus menschlicher Sittlichkeit heraus;
- Achtung der Gegnerin und des Gegners als Person und die Achtung vor sich selbst

(Jakobi & Rösch, 1982, S. 208f.).

3.2.2.2 Intrinsische und extrinsische Motivation

Gabler (2001, S. 154f.) wiederum unterscheidet die Motive nach *intrinsischen* und *extrinsischen* motivierten fairen Handlungen.

⁸ Jakobi (1990, S. 20f.) geht bei der Frage nach der Fairness im Sport von zwei Annahmen aus: 1. Die Fairness kann nur entstehen in einem partnerschaftlichen Verhältnis, d.h. es müssen mindesten zwei Menschen beteiligt sein. 2. Die Fairness kann nur in wettkampfmäßigen Geschehen zum Tragen kommen, denn ohne Wettstreit, Konkurrenz oder Rivalität gibt es keine Fairness.

Intrinsisch motivierte faire Handlungen sind:

- Fairness als verinnerlichtes Handlungskonzept;
- Fairness um sich ein gutes Gewissen zu verschaffen und einem schlechten Gewissen entgegenzuwirken;
- Fairness hinsichtlich bestimmter Normen und Werte;
- Fairness um Selbstbestätigung zu erfahren;
- Fairness auf Grund von Einfühlungsvermögen;
- Fairness auf Grund des Bestrebens nach Gerechtigkeit und Chancengleichheit (Gabler, 2001, S. 154).

Extrinsisch motivierte faire Handlungen sind:

- Fairness um das Spiel zu erhalten;
- Fairness um soziale Anerkennung zu erreichen;
- Fairness als Mittel um übergeordnete Leistungsziele zu erlangen;
- Reziproke Fairness⁹;
- Fairness als Mittel zum Abbau der Verletzungsgefahr;
- Fairness um die Freundschaft zu erhalten (Gabler, 2001, S. 154f.).

3.2.3 Fair Play und Frieden

Was hat Fair Play mit Frieden gemeinsam und was kann der sporttypische Begriff Fair Play in Bezug auf den Frieden bewirken?

Jakobi (1990, S. 16) stellt fest, dass der Sport eine Friedensbewegung eigener Art ist, den Beitrag, den er zum Frieden leisten kann, heißt Fairness. Denn wenn bei sportlichen Wettbewerben die Athlet(inn)en fair mit einander umgehen, leisten sie laut Jakobi (1990, S. 16f.) einen Beitrag zum Frieden.

Obwohl Fair Play als Begriff im Sport entstanden ist, basiert er für Wolf (1994, S. 229) auf Werten und Normen, die aus religiösen und weltanschaulichen Bereichen stammen. Aus theologischer Perspektive betrachtet, steht Fair Play in Bezug zu dem Grundbegriff der Nächstenliebe und teilweise verwirklicht es auch diesen (Enz, 1977, S. 39).

Zwar wird öfters von einem ethischen Standpunkt aus die allgemeine Wirkung des Fair Plays nicht so hoch eingeschätzt, trotzdem bewirkt der Fair Play Gedanke eine Humanisierung des Sports, die durch das grundsätzliche „Ja“ zu Regeln und ihrer

⁹ Reziproke Fairness ist die Absicht den Gegenspieler durch eigenes faires Verhalten ebenso zu fairen Handlungen zu veranlassen.

Beachtung Eingang findet. Dies kann wiederum nach Enz (1977, S. 39) einen Beitrag zum Frieden leisten, der eine Chance für die Weitergabe in andere Lebenssituationen darstellt.

Leider wird aber ethisch wertvolles Verhalten nicht automatisch, „d.h. mit innerer Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit“ verwirklicht (Enz, 1977, S. 39). „Zu Recht gilt, daß sich im Sport nur widerspiegelt und manifestiert, was der je aktuelle Stand des gesamtmenschlichen Reifungsprozesses an ethischer Handlungsbestimmung beim betreffenden Menschen hergibt“ (Enz, 1977, S. 39). Sport kann dann ethische Werte vermitteln, wenn im Zuge sportlicher Handlungen menschlich wertvolle Einstellungen und Haltungen zum Ausdruck kommen (Enz, 1977, S. 40).

3.2.4 Gefährdung des Fair Plays

Die Fairness-Thematik hat vor allem in den letzten Jahren wieder stark an Bedeutung gewonnen, da unter dem Druck der zunehmenden Kommerzialisierung und Professionalisierung des Sports Leistung und Erfolg immer höher eingestuft werden. Somit dominiert die Unfairness und die Fairness geht zwangsläufig unter: „Je mehr auf dem Spiel steht, desto stärker ist die Fairness gefährdet“ (Lenk, 2006, S. 17).

Die heutige Zeit ist stark durch den Materialismus geprägt. Menschen wollen immer mehr haben. Auch die meisten Sportler/innen sind von dieser Einstellung beeinflusst, vor allem dann, wenn es um viel Geld geht. Der Druck erfolgreich zu sein, führt dazu, dass Sportler/innen moralisch fragwürdige Handlungen begehen um einen Sieg zu erringen (Jakobi, 1990, S. 26).

Aber nicht nur der eigene finanzielle Vorteil sondern auch der Erfolgsdruck seitens der Öffentlichkeit behindert die Verwirklichung der Fairness. Die Gesellschaft hat hohe Erwartungen an den/die Sportler/in und setzt ihn/sie dadurch unter Druck, da sie nur Erfolge sehen will. Dadurch wird der moralische Aspekt oft in den Hintergrund gestellt (Jakobi, 1990, S. 26).

Der Sport, vor allem der Leistungssport, schafft Stresssituationen, die die Wahrnehmung der Verantwortung behindert. Häufig bleibt in einem turbulent ablaufenden Wettkampf den Sportlerinnen und Sportlern nur wenig Zeit, um Handlungen zu reflektieren. Wenn die Fairness nicht als sittliche Haltung reflektiert und eingeübt ist, hat sie kaum Möglichkeiten für ihre Realisierung (Jakobi, 1990, S. 26).

Die wachsende Erfolgsmentalität, die das Siegen um jeden Preis zunehmend über das Fairnessgebot stellt, verursacht nach Pilz et al. (1982, S. 13) ein merkliches Anwachsen von Aggression und Gewalt im sportlichen Wettkampf. So belegt die Aggressionsforschung im Sport, dass die Bereitschaft zu körperlichen Gewalthandlungen

mit steigendem Leistungsniveau generell zunimmt und somit dem fairen Miteinander entgegenwirkt.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich dadurch, dass der ethischen Aufklärung und Anleitung bei der Ausbildung von Trainerinnen und Trainern, Sportlerinnen und Sportlern, Sportmanagerinnen und Sportmanagern, etc. kein hoher Stellenwert zugeschrieben wird.

3.2.5 Lösungsansätze zur Bewältigung der Unfairness

Durch die unzähligen Akteurinnen und Akteure, die im modernen Spitzensport tätig sind, und auch durch die Komplexität des modernen Sports ist es schwierig, die Unfairness ganz aus dem Sport zu verdrängen. Eines ist auf alle Fälle sicher, dass nicht nur die einzelnen Athlet(inn)en zur Verantwortung gezogen werden müssen sondern alle am Sport beteiligten Personen wie Trainer/innen, Betreuer/innen, Ärztinnen und Ärzte. Diese sind ebenso mitverantwortlich an der weiteren Entwicklung des Hochleistungssport und auch des Sports allgemein. Viele Autor(inn)en sind sich einig, dass ein sportliches Ethos entwickelt werden muss, das die legitimen eigenen Interessen am Sinn des Sports und an der Würde der Sportlerin und des Sportlers ausrichtet (Wolf, 1994, S. 234).

Dulden wir unfaires Handeln bzw. Verhalten im Sport, ergeben sich schwerwiegende Folgen: Wir radieren zunächst die Chancengleichheit im Sport aus und der Spaß am Spiel geht verloren. Zuschauer/innen, die die gleichen Bedingungen der Gegnerin und des Gegners voraussetzen, werden betrogen und eine junge Generation, die empfindlich für Gerechtigkeit ist, wird hinters Licht geführt (Jakobi, 1990, S. 28).

Wie kann man den Entwicklungen des modernen Sports entgegenwirken? Das Wettkampfprinzip abzuschaffen wäre keine Lösung und diese Möglichkeit besteht auch nicht. Jakobi (1990, S. 17) sieht die Möglichkeit darin, dem Wettkampfsport „ethische Zügel anzulegen“ (Jakobi, 1990, S. 17) und dies wäre erreichbar durch das Fairness-Prinzip.

Jakobi (1990, S. 27) fordert eine bessere ethische Schulung und Vermittlung für Athlet(inn)en, Trainer/innen, Übungsleiter/innen, etc. Wenn die Vermittlung von Fairness aufgegeben wird, wird generell eine Wertvermittlung als Aufgabe von Bildung aufgegeben (Jakobi, 1990, S. 27). Die Fairness zählt zu den Werten, die sich sowohl im Sport als auch in der Gesellschaft etabliert haben und ohne die ein humanes Zusammenleben kaum vorstellbar wäre (Jakobi, 1990, S. 27). Fair Play und Fairness müssen auch in der Zukunft noch wichtige Leitwerte darstellen. Die Erziehung zum fairen Verhalten, in einer leistungs- und konkurrenzgeprägten Gesellschaft, ist nach wie vor wichtig, förderungswürdig und dringlich (Lenk, 2006, S. 18). Auch wenn Ideen manchmal etwas Utopisches an sich haben, muss man trotzdem an ihnen festhalten und versuchen, sie fassbar zu machen.

Da der Fairness-Idee in unserer demokratischen Gesellschaft eine zentrale Bedeutung zukommt, muss sie gefördert werden. Über den Sport lässt sich der Sinn von verbindenden und verbindlichen Regeln oft leichter vermitteln als über die Politik

Fairness ist sowohl für den Sport als auch für die gesamte Gesellschaft von großer Bedeutung und muss klar verständlich gemacht werden.

Wird faires Handeln gewährleistet, ermöglicht das „den Menschen einen Freiheitsraum, in dem zu leben und Sport zu treiben Spaß macht“ (Jakobi, 1990, S. 28). Die Gesamtgesellschaft sollte sich um ein faires Miteinander bemühen.

Ebenso müsste aber auch die Überbetonung des Sieges herabgesetzt werden. In den Worten des legendären Ruderprofessors Karl Adam (zit.n. Lenk, 2006, S. 19) ausgedrückt: „Nicht gewinnen ist kein Scheitern“.

Auch die Medien sind gefordert, faires Handeln von Sportlerinnen und Sportlern hervorzuheben und nicht zu diskriminieren, wodurch oft Sportler/innen, die sich fair verhalten, als „Dumme“ abgestempelt werden.

Nach Gabler (2001, S. 158) ist zu fragen welchen Sport wir wollen. Wollen wir einen Sport bei dem nur das Siegen zählt, dann erscheint die Fairness als eine Utopie. Wenn hingegen ein Sport gefordert wird, der sich beharrlich am Prinzip der Regeleinhaltung, Chancengleichheit und Würdigung der Gegnerin und des Gegners als Person und Partner/innen ausrichtet, dann wird Fairness zum fundamentalen Prinzip.

Dieses Kapitel möchte die Autorin mit den Worten Josef Recla (zit.n. Jakobi, 1990, S. 28) abschließen: „Es ist nicht unsere Aufgabe, Sieger zu erziehen, sondern Menschen“.

4 Frieden

4.1 Begriffsbestimmung Frieden

Bevor das Hauptaugenmerk auf die Möglichkeiten und Grenzen des Sports als Beitrag zum Frieden gelenkt wird, muss man sich zunächst wieder auf den Weg des Definierens begeben. Versucht man den Begriff Frieden näher zu bestimmen, wird man feststellen, dass auch dieser Schwierigkeiten aufweist, da auch beim Friedensbegriff eine Vielzahl von unterschiedlichen Definitionen existiert. Friede ist ein Wort, das sowohl in Gebeten, in den Medien, in politischen Reden aber auch im Sport vorkommt; es liegt durchaus nahe, dass in den verschiedenen Situationen das Wort Frieden nicht unbedingt ein und dasselbe meint. Die Meinungen was Frieden bedeutet, schwanken sogar beträchtlich. Nicht nur, dass das Wort Frieden in vielen verschiedenen Bezügen gebraucht wird, die Vielzahl der unterschiedlichen Definitionen des Friedensbegriffs, die auch Widersprüchlichkeiten aufweisen, lässt zu, dass Frieden von den einzelnen Menschen mit unterschiedlichen, teilweise nicht vereinbarten Inhalten erfüllt werden kann. Diese reichen vom bloßen Waffenstillstand bis hin zu einem weltweiten Frieden.

Die Bandbreite widersprüchlicher Bestimmungen reicht von der negativen bzw. positiven Definition als „Abwesenheit von personaler Gewalt“ und „Abwesenheit von struktureller Gewalt“ (Galtung, 1975, S. 32f.), Frieden als eine bestimmte Qualität des Lebens, die sich durch drei Indikatoren - „Abbau von Not, Vermeidung von Gewalt und Verminderung von Unfreiheit“ - darstellen lässt (Huber & Reuter, 1990, S. 22) bis hin zur theologischen Perspektive „einer brüderlichen Versöhnung aller Menschen im Geiste der Bergpredigt“ (Alt, 1983, S. 22ff.).

Im Folgenden wird nun der Frage nachgegangen, was gemeint ist, wenn von Frieden gesprochen wird. Ziel der Analyse des Friedensbegriffs ist es, sich an den Begriff Frieden anzunähern und sich mit ihm auseinanderzusetzen. Dazu sollen nun einige Definitionen dargelegt werden, die von verschiedenen Autor(inn)en im Laufe der letzten Jahre vorgenommen wurden. Es kann durchaus sein, dass es zu Überschneidungen aus den verschiedenen Ausführungen und Vorstellungen kommt.

4.2 Etymologische Betrachtungsweise

Das deutsche Wort „Frieden“ leitet sich aus dem althochdeutschen Wort „fridu“ und dem mittelhochdeutschen Wort „vride“ ab, welche mit den Adjektiven „vri“ und „fri“ bedeutungsverwandte sind (Drosdowski, 1989, S. 205). „Fri“ wiederum stammt vom indogermanischen „pri“ (lieben) ab (Kluge, 1967, S. 219). Auf diese Wurzel gehen ebenfalls die Worte „frei“ und „Freund“ zurück (Kluge, 1967, S. 219).

Im „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm (1984, Sp. 182) werden für das althochdeutsche „fridu“ neben den Bedeutungen „freude, ruhe, wonne“ auch noch „schonen, frei und froh“ verstanden. „Friede“ bedeutet so viel wie „Freundschaft, Schonung“ (Auberle & Klosa, 2001, S. 237). Nach Röhrs (1983, S. 13) beschreibt die erste Bedeutungskomponente - Freundschaft - eine „unmittelbare soziale Verbundenheit moralisch-verpflichtender Art“, während „die am Begriffsakzent schonen orientierte Aussage mehr die Bedeutungsrichtung Verzicht auf Gewalttätigkeit ins Bewußtsein“ ruft (Röhrs, 1983, S. 13).¹⁰

4.3 Dimensionen des Friedensbegriffs

Eine gebräuchliche Unterscheidung des Friedensbegriffs in der modernen Friedensforschung ist die, auf Johan Galtung zurückgehende, Definition von negativem und positivem Frieden (Zsifkovits, 1973a, S. 45).¹¹ Galtung (1975, S. 32) geht davon aus, dass ein erweiterter Begriff von Gewalt zu einem erweiterten Begriff von Frieden führt.¹² Frieden, definiert als „Abwesenheit von personaler Gewalt“, bezeichnet er als „negativen Frieden“; als „Abwesenheit von struktureller Gewalt“ klassifiziert er als „positiven Frieden“ (Galtung, 1975, S. 32).¹³

Doch die Unterscheidung von negativem und positivem Frieden kann Missverständnisse hervorrufen, da das Positive am negativen Frieden übersehen werden kann, was aber für den Frieden in seiner Gesamtkonzeption nicht nützlich wäre. Die Bezeichnungen negativer und positiver Frieden drücken keine Werturteile aus. Somit darf der negative

¹⁰ Im germanischen und altdeutschen Recht ist Frieden der Zustand der ungebrochenen Rechtsordnung, die als Grundlage des Gemeinschaftslebens angesehen wurde. Im Mittelhochdeutschen wurde das Wort Frieden auch für „Waffenruhe“ gebraucht. Unter dem Einfluss von Lateinischen pax, erlangte das Wort die heutige Bedeutung „völkerrechtlicher Friedensvertrag“. Als „innere Ruhe“, „Seelenfrieden“ ist das Wort ursprünglich religiös im Sinne des „biblischen Frieden auf Erden“ gemeint (Drosdowski, 1989, S. 205; Auberle & Klosa, 2001, S. 237).

¹¹ Die Bezeichnungen als solches stammen zwar bereits aus dem 19. Jahrhundert, aber erst durch die kritische Friedensforschung wurden die beiden Friedensbegriffe weiterentwickelt. Bereits 1830 nahm Jean Baptiste Sartorius eine Einteilung in negativen und positiven Frieden vor und unterschied den „Nicht-Krieg“ und die „organische Harmonie des Völkerlebens“ von einander (Czempel, 1986, S. 26).

¹² Galtung (1975, S. 9) beschreibt den Begriff Gewalt folgendermaßen: „Gewalt liegt dann vor, wenn Menschen so beeinflusst werden, daß ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung“. Gewalt wird hier als die Ursache für die Differenz zwischen dem Potentiellen und dem Aktuellen, zwischen dem, was hätte sein können und dem was ist, definiert. D.h. wenn das Potentielle größer ist als das Aktuelle und das Aktuelle nicht vermeidbar ist, dann liegt Gewalt vor.

¹³ Erläuterung zu den Begriffen der personalen (direkten) Gewalt und der strukturellen (indirekten) Gewalt; Galtung (1975, S. 9-15) unterscheidet Gewalt in sechs Dimensionen: 1.) Unterscheidung zwischen physischer und psychischer Gewalt; 2.) Unterscheidung zwischen negativer und positiver Einflussnahme; 3.) Unterscheidung in Bezug auf das Objekt, das verletzt worden ist, oder nicht?; 4.) Unterscheidung bezieht sich auf das Subjekt der gewaltsamen Einflussnahme - gibt es ein bestimmtes handelndes Subjekt oder nicht? Den Typ von Gewalt, bei dem es einen feststellbaren Akteur gibt, bezeichnet Galtung (1975, S. 12) als personale oder direkte Gewalt, die Gewalt ohne feststellbaren Akteur hingegen als strukturelle oder indirekte Gewalt; 5.) Unterscheidung zwischen intendierter und nicht intendierter Gewalt; 6.) Traditionelle Unterscheidung zwischen latenter und manifester Gewalt (Galtung, 1975, S. 9-15).

Frieden auf keinen Fall als etwas Negatives verstanden werden, das unerwünscht wäre (Zsifkovits, 1973a, S. 46). Vielmehr soll dieser Ausdruck „negativ“ angeben, dass der negative Friedensbegriff „via negationis, auf dem Wege der Verneinung (des Krieges) gewonnen wurde“ (Zsifkovits, 1973a, S. 46), während der positive Friede darüber hinausgeht und positive Maßnahmen zur Abwendung struktureller Gewalt beinhaltet, wobei besonders die Schaffung sozialer Gerechtigkeit in den Vordergrund gerückt wird (Galtung, 1975, S. 32).¹⁴

4.3.1 Der negative Frieden¹⁵

Eine grundlegende Bedingung, die auf alle Fälle erfüllt werden muss, damit der negative Frieden eintreten kann, besteht in der Abwesenheit von Krieg. Deswegen wird der negative Friede auch häufig als „Nicht-Krieg“ klassifiziert (Zsifkovits, 1973a, S. 45). Der negative Frieden liegt dann vor, wenn keine organisierte militärische Gewaltanwendung zwischen Staaten oder staatsähnlichen Gebilden statt findet (Zsifkovits, 1973a, S. 60). Diese Vorstellung von Frieden kommt dem völkerrechtlichen Friedensbegriff gleich; völkerrechtlich gesehen existiert Frieden, wenn kein zwischenstaatlicher Krieg besteht (Heck, 1993, S. 20). Somit kann schon der Waffenstillstand als negativer Frieden bezeichnet werden. Die Definition „Frieden ist die Abwesenheit von Krieg“ deckt sich auch mit dem allgemeinen Sprachgebrauch; für die meisten Menschen ist Friede wenn kein Krieg herrscht.

Etliche Autor(inn)en beschreiben zusätzlich den negativen Frieden als „Abwesenheit von Krieg oder organisierter kollektiver Gewaltanwendung“ (Kaiser, 1970, S. 31; Zsifkovits, 1973a, S. 45). Damit tritt nicht nur die militärische Gewaltanwendung in einen Gegensatz zum negativen Frieden, sondern jede gewaltsame Konfrontation, die von irgendwelchen Kollektiven ausgeht. Die Gefahr bei einer solchen Konzeption des Friedensbegriffs liegt darin, dass „der jeweilige Status quo legitimiert wird“, der aber dem widersprechen kann, was ganze Bevölkerungsgruppen und Völker unter Frieden verstehen (Zsifkovits, 1973a, S. 45). Diese Art von Frieden wird häufig mit einer „Friedhofsruhe“ verglichen (Kaiser, 1970, S. 31f.; Zsifkovits, 1973a, S. 45f.).

Zsifkovits (1973a, S. 61) bezeichnet die Abwesenheit von Krieg als „Frieden ersten (und damit niederen) Grades“.

¹⁴ Da der negative Friedensbegriff definitorisch auf dem Wege der Negation gewonnen wurde, erscheint es für Zsifkovits (1973b, S. 175) angebrachter vom „negativ definierten“ bzw. „positiv definierten“ anstatt vom negativen und positiven Frieden zu sprechen. Wenn hier jetzt doch vom negativen Frieden geredet wird, so ist das als Abkürzung in dem gemeinten Sinne zu verstehen.

¹⁵ Die Bezeichnung „negativer Frieden“ wird gleichgesetzt mit Ausdrücken wie „zwischenstaatlicher Frieden“, „militärischer Frieden“, „internationaler Frieden“ und „weltpolitischer Frieden“ (Heck, 1993, S. 31).

4.3.2 Der positive Frieden¹⁶

Die Abwesenheit von Krieg als Frieden zu bezeichnen, stellt aber für viele nicht die einzige Bedingung für die Möglichkeit von Frieden dar (Broschart, 1976, S. 12). Neben Krieg gibt es auch andere ernstzunehmende Übel, die nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Deswegen gehen die Meinungen dahin, dass Frieden mehr ist als Nicht-Krieg. Dieser Ansatz hat zu einer Friedensvorstellung geführt, die über den Nicht-Krieg hinausgeht. Diese erweiterte Vorstellung fand im Begriff des positiven Friedens ihren Ausdruck. Der positive Frieden resultiert aus einer gesellschaftlichen Ordnung, die als gerecht und human angesehen wird (Heck, 1993, S. 23). Er weist auf „einen Zustand der Ruhe, der Harmonie, des Ausgleichs und der Zufriedenheit zwischen Menschen und Menschengruppen“ hin (Heck, 1993, S. 23). Der positive Frieden wird mit bestimmten Inhalten gefüllt, indem man unter ihm die Verwirklichung oder Durchsetzung bestimmter Werte versteht „wie etwa soziale Gerechtigkeit, Wohlfahrt, Glück, Abwesenheit von Angst, Not, Unterdrückung und Ausbeutung, Realisierung von Freiheit, Gleichheit usw.“ (Zsifkovits, 1973b, S. 174).

Bei der positiven Bestimmung des Begriffs Frieden ist nach Broschart (1978, S. 15) zu beachten, dass er nicht statisch zu verstehen ist, d.h. einmal hergestellt und dann nur noch gesichert werden muss, sondern er muss als ein dynamischer Prozess der Schaffung größerer sozialer Gerechtigkeit und als Veränderung gesellschaftlicher Bedingungen, die als unfriedlich wahrgenommen worden sind, verstanden werden. Auch Röhrs (1983, S. 90) hebt hervor:

„Friede ist kein gesicherter Zustand, sondern ein in Gang zu setzender Vorgang mit je partikularen Abschlüssen. Selbst als Prozeß ist Friede nichts Endgültiges, sondern etwas auf weitere Vervollkommenung Angelegtes der jeweiligen Einsicht, dem Freiheitsbedürfnis und dem individuellen Vermögen zu seiner sinnvollen Verwirklichung entsprechend“ (Röhrs, 1983, S. 90).

Die Realisierung des positiven Friedens ist eng an der Abschaffung sozialer Ungerechtigkeit geknüpft (Broschart, 1978, S. 13). Frieden in seiner positiven Bestimmung besteht nicht nur dann, wenn keine Kriege geführt werden, sondern es muss zur Abwesenheit von Krieg die Realisierung sozialer Gerechtigkeit dazu kommen (Broschart, 1978, S. 16).

Das Vorhandensein von sozialer Gerechtigkeit kann als ein wesentliches Merkmal des positiven Friedens aufgefasst werden. In der kritischen Friedensforschung wurde die Standardformulierung geprägt, wonach soziale Gerechtigkeit einfach als „gleiche Verteilung der Macht und Ressourcen“ zu verstehen ist (Galtung, 1975, S. 32).

¹⁶ Neben der Bezeichnung „positiver Frieden“ werden auch Ausdrücke wie „gesellschaftlicher Frieden“, „pazifistischer Frieden“, „ziviler Frieden“ und „sozialer Frieden“ verwendet (Heck, 1993, S. 31).

Ein weiterer Parameter des positiven Friedens ist die Freiheit, im speziellen die Freiheit des einzelnen Menschen (Zsifkovits, 1973a, S. 109). Freiheit im Kontext des positiven Friedens ist wesentlich auf Selbstbestimmung und Selbstentfaltung ausgerichtet (Zsifkovits, 1973a, S. 114).

Heck (1993) unterscheidet neben den oben erwähnten negativen und positiven Frieden - er bezeichnet sie als zwischenstaatlicher Friede und gesellschaftlicher Friede - auch noch zwischen dem seelischen und dem kosmischen Frieden.

4.3.3 Der seelische Frieden¹⁷

Mit dem Ausdruck „seelischer Frieden“ wird kein politischer oder gesellschaftlicher Zustand bezeichnet, sondern vielmehr versteht man darunter individuelle Persönlichkeitszustände wie Sicherheit, Ausgeglichenheit, Zufriedenheit, Lust und innere Ruhe u.a. (Schulz-Hageleit, 1988, S. 47). Wenn ein Mensch mit sich selbst zufrieden ist und somit auch ausgeglichen ist, hat er einen Zustand erreicht, den man als seelischen Frieden beschreibt (Heck, 1993, S. 28). Die Bezeichnung „seelischer Frieden“ erscheint meistens in religionspädagogischen Texten (Heck, 1993, S. 28).

Durch den seelischen Frieden möchte man auch zum Frieden zwischen den Völkern gelangen, um so als endgültiges Ziel den „ewigen Frieden“ zu erreichen (Huber & Reuter, 1990, S. 21; Heck, 1993, S. 29).

Daume (1983, S. 8) ist der Ansicht, dass der innere Frieden der erste Schritt ist, um den Weltfrieden zu sichern. Die Realisierung des Friedens muss sich in der eigenen Lebenseinstellung und -haltung widerspiegeln. Eine bewährte Formel aus dem angelsächsischen besagt: „Peace begins at home“ (Röhrs, 1983, S. 94) - im eigenen Heim und in seinem eigenen Umfeld muss Frieden gehalten werden. Würden sich die Menschen an diese Formel halten, dann wäre die Welt auf jeglicher Ebene und in jeglichen Teil- und Subsystemen um einiges friedfertiger.

4.3.4 Der kosmische Frieden¹⁸

„Kosmischer Friede bedeutet Harmonie des Dasein“ (Heck, 1993, S. 29). Nach Heck (1993, S. 29) ist alles, was die Harmonie des irdischen Daseins beeinträchtigt gegen den

¹⁷ „Seelischer Frieden“ wird auch als „innerer Frieden“, „Friede im eigenen Herzen“, „persönlicher Frieden“ und „individueller Frieden“ bezeichnet (Heck, 1993, S. 31).

¹⁸ „Kosmischer Frieden“ wird in ökologischen friedenspädagogischen Texten auch als „Frieden mit der Natur“ bezeichnet (Heck, 1993, S. 31).

Frieden gerichtet. Vor allem Augustinus, der sich an die Ideen der spätgriechisch-römischen Philosophie anlehnte, schreibt in der „De Civitate Dei“ (Vom Gottesstaat):

„Demnach besteht der Friede im Bereich des Körperlichen in der geordneten Zusammenstimmung der Teile, der Friede der vernunftlosen Seele in der geordneten Ruhe der Triebe, der Friede der vernünftigen Seele in der geordneten Übereinstimmung zwischen Erkenntnis und Betätigung (...) der Friede endlich für alle Dinge in der Ruhe der Ordnung“ (Augustinus; in Schröder, 1966, S. 228f.; zit.n. Zsifkovits, 1973b, S. 185).

4.4 Bedingungen von Frieden

Im Gegensatz zu Röhrs (1983) und Boschart (1978) stellen für Huber und Reuter (1990, S. 22) die oben genannten Definitionen, des negativen und positiven Friedensbegriffs, einen Zustand dar, die seinen geschichtlichen, prozessualen Charakter ignorieren.

Um diesem Missverständnis entgegen zu wirken bedarf es der Entwicklung eines komplexeren Begriffs des Friedens, „der die Abwesenheit von Gewalt als eines seiner Momente einschließt und darüber hinaus den Prozeßcharakter des Friedens zu erfassen geeignet ist“ (Huber, 2001, S. 181).

Huber und Reuter (1990, S. 22) schlagen die Unterscheidung zwischen der Grundbedingung von Frieden und den Indikatoren, die Rückschlüsse auf den Prozess des Friedens geben, vor.

4.4.1 Die Grundbedingung und die Indikatoren von Frieden

Unter der Grundbedingung des Friedens wird das Überleben der Menschheit verstanden. Nach Huber und Reuter (1990, S. 22) ist es sinnlos von Frieden zu sprechen, wenn das Leben auf der Erde vernichtet wird. Unfrieden erscheint vor allem in den Vorgängen, in denen das Leben auf der Erde gefährdet, vernichtet oder aufs Spiel gesetzt wird.

Dies geschieht nach Huber und Reuter (1990, S. 22) in drei Formen: „In der Ausbeutung und Zerstörung der außermenschlichen Natur, im täglichen und massenhaften Hungertod von Millionen von Menschen und in der Gefährdung des Lebens durch militärische Mittel“. Diese drei Formen - Naturzerstörung, Hunger und Krieg - sind jene Vorgänge, die mit dem Überleben der Menschheit inkompatibel sind.

Der Begriff Frieden beschreibt eine bestimmte Qualität des Lebens. Diese Qualität lässt sich durch die drei Indikatoren - „Abbau von Not, Vermeidung von Gewalt und Verminderung von Unfreiheit“ - darstellen (Huber & Reuter, 1990, S. 22).

4.4.1.1 Abbau von Not

Dieser Indikator erfordert einerseits die natürlichen Ressourcen zu erhalten, auf die die Menschen angewiesen sind; die Aufrechterhaltung der Natur ist somit eine Bedingung für den Abbau von Not. Andererseits kann das nur dann gelingen, „in dem die Ungerechtigkeit in der Verteilung materieller Güter und des Zugangs zu ihnen verringert wird“ (Huber & Reuter, 1990, S. 23), somit ist die soziale Gerechtigkeit ein Maßstab des Friedens.

4.4.1.2 Vermeidung von Gewalt

In allen friedensethischen Theoriebildungen wird danach gefragt, ob die Drohung mit Gewalt oder gar ihre Anwendung dem Frieden dienlich ist. Dazu gibt es unterschiedliche Meinungen:

Die eine Position geht davon aus, dass die Anwendung von Gewalt nie als ein Mittel zum Frieden gerechtfertigt werden kann, die andere Position ist überzeugt, dass unter bestimmten Umständen die Anwendung von Gewalt um des Friedens willen angebracht und gerechtfertigt sein kann. Diese Überzeugung geht auf die Lehre des gerechten Friedens zurück. Trotzdem sind sich beide Positionen einig, dass die Vermeidung von Gewalt einen zentralen Indikator des Friedens darstellt. Auf Grund der heutigen Bedrohung mit Massenvernichtungswaffen ist dieser Konsens eine wesentliche Voraussetzung friedensethischen Nachdenkens (Huber & Reuter, 1990, S. 23).

4.4.1.3 Verminderung von Unfreiheit

Frieden sichert nicht nur das faktische Überleben, sondern bezeichnet auch eine bestimmte Qualität menschlich-mitmenschlichen Lebens. Freiheit als Qualität des Friedens bedeutet ein gegen Gewalt und Unterdrückung gesichertes Leben. Die persönliche Freiheit stellt die Möglichkeit dar, eigene Entscheidungen zu treffen sowie sich selbst optimal zu verwirklichen (Huber & Reuter, 1990, S. 24).

4.4.2 Grundsätze der Friedensethik

Aus der Grundbedingung und den Indikatoren ergeben sich für Huber (2001, S. 182) folgende friedensethische Grundsätze:

1. Die Bewahrung der Natur, soziale Gerechtigkeit, Vermeidung von Gewalt und die Förderung der Freiheit gehören als Grundbestandteile des Friedens zusammen und werden als die wichtigsten Strategien angesehen.

2. In Bezug auf politische und soziale Konflikte ergibt sich für Huber (2001, S. 182), dass die vorrangige Option für die Gewaltfreiheit die allein sittlich fundierte Position ist. Bevor zu militärischen Mittel gegriffen wird, sollte die Kommunikation als Mittel zur Schlichtung des Konfliktes angewendet werden. Nur wenn es gar keine andere Möglichkeit gibt, kann die direkte Gegengewalt als Mittel zur Beendigung des Konfliktes angewendet werden und führt somit zur Aufhebung des Gewaltverbotes.
3. Die Gefahr militärischer Mittel besteht darin, „daß sie sich mit der Logik des Ausschlusses verbinden“ (Huber, 2001, S. 182). Das bedeutet, der Frieden kann nur gegen den anderen aber nicht mit ihm stattfinden. Diese Aussage lässt sich mit dem Geist der Feindsuche erklären; d.h. es wird ein Feind gesucht, gegen den der Friede gesichert werden muss.
4. Frieden kann sich nur dann entwickeln, wenn „Beziehungen wechselseitiger Anerkennung und einer Praxis gemeinsamer und kollektiver Sicherheit“ bestehen (Huber, 2001, S. 182). Es ist aber festzuhalten, dass wechselseitige Anerkennung nicht die Kritik an menschenrechtswidrigen Praktiken undemokratischer Regierungen ausklammert sondern einbezieht. Das bedeutet, sie regt an nichtmilitärischen Interventionen den Vorzug zu geben, die menschenrechtsgemäße Verhältnisse und somit auch den Zusammenhang wechselseitiger Anerkennung stärken. Die Praxis gemeinsamer oder kollektiver Sicherheit fordert, die transnationalen Institutionen zu festigen, deren Aufgabengebiet die Verhütung und Beseitigung militärischer Auseinandersetzungen ist (Huber, 2001, S. 182).

4.5 Die Verwirklichung des Friedens

Röhrs schrieb 1971 (S. 27), dass die Verwirklichung und Sicherung des Friedens als die vornehmste Aufgabe unserer Zeit gilt. Auch heute noch, mehr als 35 Jahre später, zählt diese Aussage mehr den je. Angesichts der heutigen Weltlage und des immensen Zerstörungspotentials der Menschheit kann man behaupten, dass aus der Friedensfrage eine Überlebensfrage geworden ist. Die Anlässe dazu sind ersichtlich: „die Schrecknisse des Krieges haben zugenommen, die Gewalt hat eine neue Qualität erhalten“ (Schneider, 1973, S. 133). Wintersteiner (2005, S. 62) spricht sogar davon, dass unsere Zivilisation von einer Kultur der Gewalt geprägt ist. Vor allem durch das Aufkommen atomarer und chemischer Massenvernichtungswaffen, einer stetig bedrohlicher werdenden Welthungerkatastrophe und struktureller Unterentwicklung in den Entwicklungsländern,

wurde die Sehnsucht nach Frieden immer dringlicher und das Interesse an der Friedenssicherung ist gewachsen (Eykmann, 1991, S. 1; Roth, 1991, S. 94). John F. Kennedy formulierte die eindrucksvolle Formel: „Die Menschheit muß dem Krieg ein Ende machen, sonst wird der Krieg der Menschheit ein Ende machen“ (zit.n. Eykmann, 1991, S. 1).

Hinter dem Frieden steht eine Idee, die umrisshaft und als Zielerwartung erkennbar ist, die aber dennoch in ihrer Verwirklichung und im konkreten Streben danach noch einer weiten Entwicklung bedarf (Weiler & Zsifkovits, 1973, S. 9). Ebenso setzt der Weg zum Frieden die gesamte Entwicklung des Menschen und der Menschheit voraus. „Friede ist sehr wesentlich eine sittliche Idee, und das höchste Gut des Friedens ist der gute Wille des Menschen und der Gesamtheit der Menschen“ (Weiler & Zsifkovits, 1973, S. 10).

Frieden ist ein viel versprechendes Wort, das in der Denkweise unserer Kultur fest verankert ist (Schneider, 1973, S. 133). Der Wunsch nach Frieden und das Verlangen danach sind allgemein. Dies stellte schon Augustinus fest, als er schrieb:

„So wenig es jemand gibt, der nicht das Verlangen hätte, sich zu freuen, ebenso wenig gibt es jemand, der nicht das Verlangen hätte, den Frieden zu besitzen. Will doch selbst eine Kriegspartei nichts anderes als siegen; zu einem ruhmvollen Frieden also will sie durch den Krieg gelangen (...). Sucht ja doch jeder auch durch den Krieg nur den Frieden, niemand durch Frieden den Krieg. Auch wer im Frieden lebt und dessen Beseitigung wünscht, ist nicht ein Gegner des Friedens, sondern möchte nur einen anderen, seinem Wunsch entsprechenden Frieden“ (Augustinus; In Schröder, 1916, 223f.; zit.n. Zsifkovits, 1973b, S. 173).

Frieden drückt den Wunsch „nach einem Zustand menschlicher Gesellschaft aus, in dem der Mensch erst wahrhaft und ganz zu erfüllten Menschsein findet“ (Calließ, 1987a, S. 6). Das Bekenntnis und die Sehnsucht nach Frieden ist ein Traum der Menschheit, der zwar im Laufe der Geschichte viele Ausdrucksweisen fand, aber nach Röhrs (1971, S. 27) nur in vagen Ansätzen verwirklicht wurde. Aber dem Frieden wird ein hoher Stellenwert zugesprochen, vor allem dort wo kein Frieden herrscht (Galtung, 1975, S. 8).

Die Arbeit für den Frieden war und ist eine ernste und bedeutende Aufgabe der Menschheit.

4.5.1 Ebenen des Friedens

Nach Nicklas (1996, S. 549) lässt sich der Frieden auf drei Ebenen analysieren: *Individuum, Gesellschaft/Staat und internationales System*.¹⁹

¹⁹ Eykmann (1991, S. 295) bezeichnet die drei Ebenen als 1.) Der einzelne Mensch in seiner nächsten sozialen Umgebung, 2.) der Mensch in Kleingruppen wie Organisationen, Verbänden und Parteien und 3.) der Mensch im Großbereich von Staaten und Völkern.

4.5.1.1 Individuum

Dazu zählen Ziele der individuellen Verhaltenskompetenz wie etwa Selbsterkenntnis, Selbstkritik, mit eigenen Gefühlen, Sehnsüchten, Bedürfnissen und Interessen umgehen zu lernen, Angst, kommunikative und soziale Kompetenz, Einfühlungsvermögen, Gefühl der Zusammengehörigkeit, Fähigkeit der Zusammenarbeit und Toleranz (Nicklas, 1996, S. 549).

4.5.1.2 Gesellschaft/Staat

Auf dieser Ebene werden die verschiedenen Gewaltformen der Gesellschaft und die Möglichkeiten eines humanen Lebens der Menschen in der Gesellschaft erfasst. Vor allem behandelt diese Ebene ungleiche Verteilung der Lebenschancen, Diskriminierung von Minderheiten in der Gesellschaft, alltägliche Gewalt, Konflikte in der Gesellschaft, die Beziehung zu Umwelt und Natur und die Probleme des Wirtschaftswachstums (Nicklas, 1996, S. 549f.).

4.5.1.3 Internationales System

Auf dieser Ebene geht es darum, Strukturen und Wechselbeziehungen im internationalen System und die Möglichkeiten einer friedvollen Weltordnung zu untersuchen. Themen sind die Rangordnung des internationalen Systems, ökonomische Ungleichheit und Abhängigkeiten im internationalen System, Kriege und Gründe für Kriege, Rüstung und Abrüstung sowie internationale Organisationen (Nicklas, 1996, S. 550).

Die jeweilige Ebene bestimmt den Bezugsrahmen, in der Frieden verwirklicht werden kann. Hinsichtlich des Transfers von der einen Ebene in die andere und umgekehrt teilen sich die Meinungen. Einerseits besteht die Annahme, dass sich die verschiedenen Ebenen sehr wohl gegenseitig beeinflussen können, andererseits ist man der Auffassung, dass dies nicht möglich sei (Eykmann, 1991, S. 295).

4.5.2 Wege des Friedens

Einigkeit herrscht darüber, dass Frieden auf den verschiedenen Ebenen hergestellt werden soll. Es stellt sich die Frage, welche Strategie angewendet werden soll, damit das erhoffte und ersehnte Ziel Frieden eintreten kann. Doch bevor diese Frage beantwortet werden kann, muss zunächst festgestellt werden, ob es sich um einen politischen oder privaten Frieden handelt (Eykmann, 1991, S. 297).

Die meisten Anstrengungen der Friedensforschung beziehen sich auf eine mögliche Strategie zur politischen Friedenssicherung. Die Friedenssicherung wird vorwiegend als eine politische und nicht als eine pädagogische Aufgabe dargestellt.

Liegt hingegen der Schwerpunkt auf privaten Strategien, könnten die politischen Aufgaben vernachlässigt werden. Wird der Mensch als ein kriegerisches Wesen angenommen, so existiert die Meinung, dass die schlechte Natur des Menschen nur von außen beeinflusst werden kann. Friedenspolitik bedeutet, die menschliche Natur um des Friedens willen durch Verträge zu zügeln. Der Staat wird zum Garanten des Friedens (Eykmann, 1991, S. 298). Im Gegensatz dazu existiert die Auffassung, Verträge nicht als Garantie für einen dauerhaften Frieden zu sehen; dies hat die Geschichte schon des Öfteren bewiesen, wurden doch Verträge immer wieder gebrochen.

5 Frieden als wissenschaftlicher Gegenstand

5.1 Friedensforschung

Die Friedensforschung als eine wissenschaftliche Disziplin entwickelte sich im Laufe des Kalten Krieges. Sie entstand „als Reaktion auf eine bestimmte, zeitlich und räumlich fixierte Situation“ (Schmid, 1971, S. 25) und ging Hand in Hand mit anderen verwandten Bestrebungen wie der damaligen Friedensbewegung.

Unter Friedensforschung versteht man die Kooperation jener Wissenschaften, die die ursächlichen Zusammenhänge für die Entstehung, Verhinderung und Eingrenzung von Kriegen zu erklären versuchen (Röhrs, 1971, S. 31). Wer nach dem Frieden, nach seiner Sicherung und Aufrechterhaltung fragt, muss notwendigerweise die Wirklichkeit des Krieges, seine Historie, seinen Hergang und seine vielen Motive miteinbeziehen (Röhrs, 1971, S. 31). Die Friedensforschung beschäftigt sich daher mit der vergangen, gegenwärtigen und zukünftigen Realisierung von Frieden; sie ist ebenso mit der Konfliktforschung als auch mit der Entwicklungsforschung eng verbunden (Galtung, 1975, S. 32).²⁰

Die wesentliche Aufgabe der Friedensforschung als wissenschaftlich begründeter Versuch zur Abwendung von Kriegen ist daher die Erklärung der primären Ursachen für das Aufkommen von Kriegen (Röhrs, 1971, S. 27). Das Ziel der Friedensforschung ist es, mit wissenschaftlichen Methoden die Bedingungen einer friedlichen Welt, ihrer Schaffung und Aufrechterhaltung zu untersuchen und „eine Praxeologie zur Durchsetzung zu entwickeln“ (Kaiser, 1970, S. 31). Die Sicherung des Friedens ist eine aufklärerisch-erzieherische, sozialpolitische und moralische Aufgabe und nicht nur eine militärische oder technische Angelegenheit (Röhrs, 1971, S. 27).

Die Friedensforschung untersucht aus dem Blickwinkel der Politikwissenschaft, Soziologie, Verhaltensforschung, Sozial- und Tiefenpsychologie sowie auch der Erziehungswissenschaft nach den soziologischen und anthropologischen Fehlerquellen für die Entwicklung aggressiver und kriegerischer Einstellungen und nach dem sozialen Umfeld, in dem sie besonders gut entstehen können (Röhrs, 1971, S. 31).

Die Politologie geht der Frage nach, wie sich die internationalen Beziehungen auf den Frieden auswirken; die Geschichtswissenschaft erfasst die historischen Begebenheiten von Krieg und Frieden; die Soziologie untersucht die innergesellschaftlichen Entwicklungen, die den Frieden gefährden könnten; die Psychologie erörtert die Frage, inwieweit eine Absicht zur Gewalttätigkeit bei einzelnen Menschen durch individuelle

²⁰ Friedli (1981, S. 17) hebt hervor, dass es bei der Friedensforschung vielmehr um eine Konfliktforschung handelt, da die zu erforschenden Erfahrungen nicht Friede, Harmonie und Entfaltung, sondern Konflikte, Spannung und Ausbeutung sind.

Erfahrungen und zwischenmenschlicher Interaktionen beeinflusst wird; die Pädagogik beschäftigt sich mit der Erarbeitung von Programmen zur Friedenserziehung von Kindern (Wagner, 1993, S. 31).

Es muss nicht ausdrücklich betont werden, dass all diese theoretischen und praktischen Beiträge zur Erforschung wie zur Verwirklichung von Frieden überaus wichtig sind. Doch ergibt sich durch die Auseinandersetzung mit dem Frieden in den Einzelwissenschaften eine Zersplitterung, da sich jede Einzelwissenschaft nur auf gewisse Teilaspekte konzentriert.

Vor allem Johan Galtung hat vornehm zur Entwicklung der Friedensforschung beigetragen. Für Galtung (1970, S. 528) steht fest, dass sich die Friedensforschung in eine Umgebung etablieren muss, die zahlreiche Möglichkeiten zum Austausch mit anderen Disziplinen bietet (Galtung, 1970, S. 528). Da die Probleme rund um den Frieden mit den verschiedensten Aspekten menschlichen Lebens zusammenhängen, wurde in der Friedensforschung gefordert, dass es „für ein tieferes Verständnis von Frieden“ darauf ankommt „alle Wissenschaften vom Menschen“ in die Forschung einzubeziehen (Galtung, 1975, S. 38). Galtung trat dafür ein, dass sich die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen mehr annähern sollten.

Die Friedensforschung kann als interdisziplinäre Wissenschaft in einer Forschungsgemeinschaft von Sozial- und Naturwissenschaften angesehen werden (Röhrs, 1983, S. 81). Sie hat als Gegenstandsgebiet den Frieden, aber nicht verstanden in der Abwesenheit von Krieg sondern als die Verhinderung von Gewalt im innen- und außenpolitischen Bereich, die Überwindung von physischer und psychischer Not sowie die Realisierung von personaler Freiheit und von sozialer Gerechtigkeit (Röhrs, 1983, S. 81).

Die Friedensforschung versucht, aus allen wichtigen Wissenschaften die unterschiedlichsten Fragestellungen nach der Entwicklung und Überwindung von Konflikten, Aggressionen sowie kriegesischen Auseinandersetzungen im Leben des einzelnen sowie im staatlichen und zwischenstaatlichen Bereich in ihren Interaktionen zu klären (Röhrs, 1983, S. 81f.).

5.2 Friedenserziehung

Neben der Aufgabe der Politik, die Perspektiven für die Förderung und Erneuerung des Friedens zu erschaffen, sollte der Einsatz jedes einzelnen und der ganzen Gesellschaft gefordert werden. Um Frieden zu gewährleisten, bedarf es der Fähigkeit und Bereitschaft

jedes Einzelnen. Eine bedeutende Rolle kommt in diesem Zusammenhang dem Lernen, Umdenken und Erziehen²¹ zu (Calließ, 1987a, S. 7).

Laut Rajewsky (1988, S. 123) gab es in allen Kulturen und Zeiten die Vorstellung, Erziehung könne und müsse einen Beitrag zum Frieden leisten. Vor allem nach Kriegen verband sich die Sehnsucht nach Frieden mit der Hoffnung, dass der Mensch erziehbar sei. Vorreiter dieser Idee waren Johann Amos Comenius, J.J. Rousseau sowie Immanuel Kant. Sie bezogen ihre Vorstellungen über eine praktische Friedenssicherung auf die widersprüchliche gesellschaftliche Wirklichkeit und stellten so den Beginn wissenschaftlicher Perspektiven eines friedensorientierten Erziehungs- und Bildungsprozesses zur Verfügung (Rajewsky, 1988, S. 123).

5.2.1 Aufgaben der Friedenserziehung

Röhrs (1971, S. 41) ist der Auffassung, dass überall im Leben am Anfang die umgreifende erzieherische Idee stehen muss, die jeder versteht und somit jederzeit zur Richtlinie des Handelns aufgegriffen werden kann. Diese Idee geht davon aus, dass jede Entwicklung im menschlichen Leben erst beginnen kann, sei es jetzt privat, national oder international gesehen, „wenn mitmenschliche Liebe und Zuneigung und elementares Verständnis vorhanden sind“ (Röhrs, 1971, S. 41).

Weiter betont Röhrs (1970, S. VIII), dass der Frieden kein paradiesischer Zustand ist, in den man versetzt wird, sondern in der gegenwärtigen Welt ist es das immer wieder zu sichernde Ergebnis einer ständigen Auseinandersetzung mit vielen möglichen Konflikten, die erst durch die Erziehung und Selbsterziehung unter Kontrolle zu bringen sind (Röhrs, 1970, S. VIII). Röhrs (1970, S. VIII) sieht in der Friedenserziehung einen Aufgabenbereich des erzieherischen Feldes, der neben seiner Praxisbezogenheit auch der wissenschaftlichen Erklärung und der wissenschaftstheoretischen Einordnung bedarf.

Durch Erziehung werden die Normen und Werte, die in einer Gesellschaft vorherrschen, an die heranwachsende Generation weitergegeben. Die Erzieher erkennen in besonderer Weise diese Aufgabe.

Wenn man von der Friedenserziehung spricht, verknüpft man damit zunächst Vorstellungen wie „Erziehung zur Friedfertigkeit“ und „Seid nett zueinander“ (Nicklas, 1996, S. 542). Nach Nicklas (1996, S. 542) kann es jedoch in der Friedenserziehung nicht darum gehen. Denn blickt man auf die heutige Gesellschaft, wird man feststellen, dass wir nicht in einer friedvollen Welt leben, wir befinden uns nicht im Zustand des globalen

²¹ „Erziehung kann verstanden werden als die Anstrengung, die eine Gesellschaft unternimmt, um die in ihr Heranwachsenden zu funktionsfähigen Mitgliedern zu machen“ (Broschart, 1978, S. 19).

Friedens. Das Ziel, auf das hin erzogen werden soll, existiert somit nicht. Daraus ergibt sich, dass Friedenserziehung nur bedeuten kann - „Erziehung zu der Fähigkeit, Frieden durch gemeinsames Handeln herauszustellen und zu erhalten, also Erziehung zur Friedensfähigkeit“ (Nicklas, 1996, S. 542). Natürlich ergibt sich somit eine Paradoxie, die Senghaas in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts schon festgestellt hat: „Wie ist eine Erziehung zum Frieden in einer Welt organisierter Friedlosigkeit überhaupt denkbar und möglich“ (Senghass, 1970, S. 158). Demnach muss der Ansatzpunkt für die Erziehung zur Friedensfähigkeit die friedlose Gesellschaft sein, d.h. zentrales Thema der Erziehung zur Friedensfähigkeit ist die organisierte Friedlosigkeit - „das planvoll erzeugte, scheinbar naturwüchsig sich entwickelnde System des Unfriedens und seine Verknüpfung mit gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen“ (Nicklas, 1996, S. 542f.). Dabei muss aber festgehalten werden, dass der Unfrieden sowohl „in die gesellschaftliche Struktur der Staaten“ als auch „in der gegenwärtigen staatengesellschaftlichen Organisation institutionell“ eingebettet ist (Nicklas, 1996, S. 543). Dieser Ansatz verdeutlicht, dass man die friedenserzieherischen Möglichkeiten als Teil der Veränderungsstrategien der heutigen innergesellschaftlichen und staatengesellschaftlichen Wirklichkeit betrachten kann. Es muss auch beachtet werden, dass Erziehung zur Friedensfähigkeit sich nicht nur auf kriegerische Gewalt und Probleme zwischenstaatlicher Konfliktlösungen beschränkt, sondern sich auch auf verschiedenen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens abspielt: „auf der Ebene der frühkindlichen Sozialisation ebenso wie auf der Ebene der Lernfähigkeit ganzer Systeme“ (Nicklas, 1996, S. 543).

In vielen Schriften und Programmen steht als Begründung für die Friedenserziehung ein Satz aus der Präambel der Verfassung der UNESCO aus dem Jahre 1946:

„That since wars begin in the minds of men, it is in the minds of men that the defences of peace must be constructed“²² (UNESCO, 1946, S. 1).

Aus dieser Äußerung wird die Vorstellung hergeleitet, dass Menschen lernen können wie man friedlich zusammenlebt und wie Frieden auch weltweit ermöglicht werden kann. Die Friedenspädagogik sieht die Verantwortung des Einzelnen und ist davon überzeugt, dass Einstellungen und Verhalten durch Erziehung und Bildung beeinflussbar und veränderbar sind (Jäger, 2003, S. 275).

Natürlich wird diese Meinung nicht von allen Autor(inn)en vertreten. Picht (1991, S. 74) empfindet es als eine Illusion, dass der Erziehung zum Frieden die Erwartung zu gesprochen wird, einen Bewusstseinswandel zu erzeugen, der einen Weltfrieden möglich macht. Er ist zwar auch der Auffassung, „daß die Menschheit in ihrem heutigen

²² „Da Kriege im Geiste des Menschen entstehen, so müssen auch im Geiste des Menschen die Werke zur Verteidigung des Friedens errichtet werden“ (Heck, 1993, S. 31).

Bewußtseinszustand zur Begründung einer globalen Friedensordnung nicht fähig ist“ (Picht, 1991, S. 74), aber dass dieser Bewusstseinswandel nicht durch Pädagog(inn)en hervorgerufen werden kann.

Friedenserziehung ist ein dynamisches Feld. Sie zielt auf die Entstehung „gesellschaftskritischen Bewußtseins, die Schaffung neuer Handlungsdispositionen und die Entwicklung eines entsprechenden politischen Engagements“ (Wulf, 1991, S. 178). Das wiederum führt dazu, „die Erscheinungen und Voraussetzungen ‚struktureller Gewalt‘ und ‚organisierter Friedlosigkeit‘ aufzudecken und nach Möglichkeit an ihrer Verringerung mitzuwirken“ (Wulf, 1991, S. 178). Die Entwicklung von Frieden muss ein Prozess sein, in dem die Gewalt abnimmt und die Gerechtigkeit zu nimmt (Calließ, 1987a, S. 7).

Reich und Weber (1984, S. 11) stellen einige Prinzipien auf die der Friedenserziehung zu Grunde liegen:

1. Friedenserziehung muss sowohl direkte als auch indirekte Gewalt im Blick haben;
2. Friedenserziehung muss an einer Beseitigung des bestehenden Zustandes der Friedlosigkeit interessiert sein;
3. Friedenserziehung beschäftigt sich mit den Ursachen von Kriegen, Konflikten und sozialer Ungerechtigkeit und versucht, konstruktive Lösungen bereitzustellen;
4. Friedenserziehung bezieht sich auch auf historische Prozesse um damit erfolgreiche Bemühungen zur Lösung von Konflikten zu liefern;
5. Friedenserziehung bemüht sich um die Beseitigung von personaler und struktureller Gewalt;
6. Friedenserziehung beschäftigt sich mit der Realisierung von Selbstbestimmung und Entfaltungsmöglichkeiten der Menschen;
7. Friedenserziehung fördert die Einsätze der Friedensbewegung und wirkt jenen Gruppen entgegen, die Kriege vorbereiten oder als Mittel der Politik verwenden (Reich & Weber, 1984, S. 11).

5.2.2 Ziele der Friedenserziehung

Zu den elementaren Zielen der Friedenserziehung zählen „die Überwindung des Kriegsdenkens und die Rechtfertigung von Kriegen sowie die Sensibilisierung gegen Gewalt, das Vertrauen in die Fähigkeit und Bereitschaft demokratischer Gruppen, Konflikte gewaltfrei auszutragen, die Menschenrechte zu achten“ (Rajewsky, 1988, S. 127).

Nach Röhrs (1971, S. 34) setzt der Frieden voraus, dass er von einer echten Friedensgesinnung, die einem neuen Lebensverhältnis entsprechen muss, getragen wird. Der Frieden kann nur dann verwirklicht werden, wenn die entsprechende

Friedenseinstellung im gesellschaftlichen Leben, in Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik existent ist und von einer gemeinsamen Bereitschaft sachlicher Konfliktlösung getragen wird (Röhrs, 1971, S. 34). Friedenserziehung sollte deswegen nach den historischen, wirtschaftlichen, soziokulturellen, technologischen und ideologischen Voraussetzungen von Friedlosigkeit und Gewalt und deren psychischer Verbreitung fragen und gewonnene Erkenntnisse so vermitteln, dass Menschen Möglichkeiten für politisches Handeln sehen können (Rajewsky, 1988, S. 125).

Das Fundament für die Bereitschaft, Konflikte friedlich zu lösen, die Fähigkeit zum Dialog und die Wertvorstellungen von anderen zu achten, müssen möglichst früh erlernt werden. Friedenserziehung ist demnach eine Erziehung zur Friedensfähigkeit anstatt Wissen über den Frieden zu vermitteln (Landau, 1984, S. 32).

Es lässt sich unschwer erkennen, dass die erzieherische Vorbereitung auf den Frieden und die politische Wahrung des Friedens Hand in Hand gehen und gegenseitig abhängig von einander sind. Friedenserziehung ist eng verknüpft mit politischer Erziehung. Friedenserziehung ist Teil der politischen Erziehung, die beabsichtigt, zur Teilnahme an der Veränderung der Gesellschaft beizutragen.

Jäger (2003, S. 275) stellt drei miteinander verflochtene Kernelemente für eine Friedenserziehung vor: Vermittlung von Friedenskompetenz, Vermittlung von Friedensfähigkeit und Vermittlung von Friedenshandeln.

5.2.2.1 Vermittlung von Friedenskompetenz

Friedenskompetenz ist gleichzusetzen mit Sachkompetenz. Darunter versteht man, das Wissen über die Gründe von Krieg und Gewalt, die individuellen Voraussetzungen von Friedensfähigkeit sowie deren gesellschaftliche und internationalen Rahmenbedingungen. Friedenskompetenz benötigt man um Zusammenhänge zu verstehen, Entwicklungen einzustufen und eigenständige Analysen und Strategien zur Auseinandersetzung mit Krieg und Gewalt zu entwickeln (Jäger, 2003, S. 275).

5.2.2.2 Vermittlung von Friedensfähigkeit

Individuelle Friedensfähigkeit ist wichtig, um möglichst ohne Probleme kommunizieren zu können und somit eigene Vorurteile herauszufinden und zu bearbeiten. Aber Friedensfähigkeit ist auch dazu da, um am politischen Geschehen in der Weise

teilnehmen zu können, dass mit persönlichem Einsatz Gewalt minimiert wird (Jäger, 2003, S. 276).²³

5.2.2.3 Vermittlung von Friedenshandeln

Friedenshandeln versucht politische Entscheidungen und Entwicklungen auf kommunaler, staatlicher und internationaler Ebene zu beeinflussen. Friedenshandeln wird heute meist auf einer transnationalen Ebene ausgeführt und beinhaltet Projekte, die sich vom internationalen Lernen bis hin zu gewaltfreien Interventionen in Krisengebieten ausdehnt. Die Aufgabe der Friedenserziehung ist es, zum politischen Denken und Handeln aufzufordern; dies geschieht vor allem dadurch, dass die Grenzen dieses Friedenshandelns transparent gemacht werden und der Handlungsspielraum greifbar ist (Jäger, 2003, S. 278).

5.3 Friedenspädagogik

„Die der Friedenserziehung wissenschaftlich übergeordneter Instanz ist die Friedenspädagogik“ (Röhrs, 1971, S. 38). „Friedenspädagogik ist als Gesamtheit der Erörterungen, die sich mit Erziehung und Unterricht zum Frieden beschäftigen, die theoretische Fundierung der Friedenserziehung“ (Rajewsky, 1988, S. 124). Des Weiteren sieht Röhrs (1983, S. 7) die Friedenspädagogik als „erziehungswissenschaftliche Richtung“ und „Teil der Friedensforschung“. Doch es ist hervorzuheben, dass die Friedenspädagogik wie keine andere Teildisziplin, der erziehungswissenschaftlichen Richtung derart in die weltpolitischen und rüstungstechnischen Fragen integriert ist (Röhrs, 1983, S. 7). Als Teil der Friedensforschung versucht sie, die Schwierigkeiten eines friedensgerechten Lebens und die Möglichkeiten des Überlebens in einer friedlosen Welt aus einer pädagogischen Perspektive zu betrachten und für jeden zu beantworten. Friedenspädagogik beschäftigt sich mit Lebensproblemen, die jeden betreffen und einer Lösung bedürfen (Röhrs, 1983, S. 7).

Obwohl die Friedenspädagogik keine Erziehungsweise darstellt sondern eine wissenschaftliche Disziplin ist, kann sie sehr wohl als wissenschaftliche Instanz wichtige Impulse durch die Auslegung tatsächlicher Erziehungsansätze und -tendenzen, vermitteln (Röhrs, 1970, S. IX). Als wissenschaftliche Aufgabe ergibt sich, neben der Aufdeckung

²³ Bei der Friedensfähigkeit kann es sich um folgende individuelle Fähigkeiten handeln: 1.) Ich-Stärke und Selbstbewusstsein; 2.) Frustrations- und Ambiguitätstoleranz; 3.) Selbst- und Fremdwahrnehmung; 4.) Fähigkeit sich in andere Menschen einzufühlen und Perspektivenwechsel vorzunehmen; 5.) Kritisches und kreatives Denken; 6.) Kommunikations- und Interaktionsfähigkeit; 7.) Einsicht der eigenen und kulturellen Einstellungen zu Konflikten und das bestimmte Verhalten in Konfliktsituationen; 8.) Fähigkeit Konflikte zu analysieren und zu begreifen; 9.) Praktische Kompetenz zu Bearbeitung und Verarbeitung von Konflikten (Jäger, 2003, S. 277f.).

des historischen Aspekts, auch eine Aufklärung der Praktiken einer Friedenserziehung, ihrer Schwierigkeiten durch Vorurteile und fehlerhaften Informationen sowie ihrer Möglichkeiten und Wirksamkeiten.

Die Friedenspädagogik ist auf eine „unmittelbare Kooperation mit der Friedensforschung“ angewiesen (Röhrs, 1983, S. 82). Die Friedenspädagogik beschäftigt sich mit Fragen aus der Soziologie, Sozialpsychologie und Politikwissenschaft. Die friedenspädagogische Aufgabenstellung behandelt Themen, die von der Friedensforschung nicht behandelt werden können.

Friedenspädagogik und Friedenserziehung unterscheiden sich in dem Sinne, dass es sich bei der Friedenspädagogik um wissenschaftlich-theoretische und bei der Friedenserziehung um praktische Tätigkeiten handelt. Friedenspädagogik fungiert als „reflexive Instanz für die vorgegebene friedenserzieherische Wirklichkeit“ (Röhrs, 1983, S. 88).

5.4 Grundlage der Friedenserziehung und der Friedenspädagogik

Die legitimatorische Grundlage der Friedenserziehung und Friedenspädagogik ist nach Rajewsky (1988, S. 126) „der Auftrag aller Erzieher zum Frieden“. Die Schrecknisse der beiden Weltkriege, ebenso die Quantität an Kriegen, das Aufkommen der Atomwaffen, das Recht aller Völker und Nationen auf Leben, die Erkenntnisse aus dem Nationalsozialismus, Faschismus, dem sowjetischen und chinesischen Kommunismus, das Verlangen der Menschen nach Frieden, die Angst vor Terrorismus u.a. haben dazu geführt, dass sich viele Nationen auf einen solchen Auftrag einigen konnten. Dieser Auftrag ist „die Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“.

Erklärtes Ziel der UNSECO²⁴ ist es, durch internationale Zusammenarbeit in den Bereichen Bildung, Wissenschaft, Kultur und Kommunikation zur Sicherung des Friedens und der Sicherheit beizutragen. Denn ein ausschließlich auf politischen und wirtschaftlichen Abmachungen diverser Regierungen beruhender Friede ist nicht die Lösung. „Friede muss - wenn er nicht scheitern soll - in der geistigen und moralischen Solidarität der Menschen verankert werden“ (Verfassung der UNESCO, 16. November 1945; zit.n. Eschig, Marritsch & Rossbacher, 2007a).

Im Artikel 26 der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (1948) Absatz 2. ist der Auftrag festgelegt:

²⁴ UNESCO steht für United Nations Educational, Scientific and Cultural Organisation. Zu Deutsch: Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Die UNESCO ist einer der 16 rechtlich eigenständigen Organisationen der Vereinten Nationen (Eschig, Marritsch & Rossbacher, S. 2007a).

„Die Bildung muß auf die volle Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit und auf die Stärkung der Achtung vor den Menschenrechten und Grundfreiheiten gerichtet sein. Sie muß Verständnis, Toleranz und Freundschaft zwischen allen Nationen und allen rassischen oder religiösen Gruppen beitragen und der Tätigkeit der Vereinten Nationen für die Wahrung des Friedens förderlich sein“ (Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, 1948, Artikel 26).

Dieser Artikel 26 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte besagt: „Jeder hat das Recht auf Bildung“ (Eschig et al., 2007b). Bildung ist Grundvoraussetzung für soziale und wirtschaftliche Entwicklung. Des Weiteren ist Bildung eine Grundvoraussetzung „für die Verbesserung der Lebensqualität, für die Überwindung von Armut, für die Erreichung der Chancengleichheit der Geschlechter, die Verringerung der Kindersterblichkeit und des Bevölkerungswachstums, nachhaltige Entwicklung und letztendlich für Frieden und Demokratie“ (Eschig et al., 2007b).

5.5 Anwendungsbereiche der Friedenserziehung

5.5.1 Friedenserziehung in der Schule

Die Friedenserziehung kann und soll im Kindergarten, in der Vorschule und Schule, aber auch außerhalb der Schule in die Jugend- und Erwachsenenbildung, in alle Bereiche kommunaler Bildungs- und Kulturpolitik sowie in die private Erziehung hineinreichen.

Ein Teil der Aufgabe der Friedenserziehung fällt der Schule zu (Roth, 1970, S. 85). Für die Friedenserziehung in der Schule bieten sich zwei Möglichkeiten: Einerseits kann die Friedenserziehung als eigenständiges Schulfach eingeführt werden, andererseits als Unterrichtsprinzip für alle Fächer verbindlich gemacht werden. Wird die zweite Möglichkeit in Anspruch genommen, muss betont werden, dass die Erziehung zur Friedensfähigkeit nicht nur die Aufgabe eines Unterrichtsfaches ist, sondern es muss zum Lebensprinzip in der Schule und zur Zielvorstellung eines jeden Unterrichtsfaches gemacht werden (Reich & Weber, 1984, S. 11f.).

In der Schule ist Gewalt ein Thema, das immer wieder auftritt. Wenn die Rede von Gewalt in der Schule ist, werden damit aggressive Handlungen verstanden, die von den Schülerinnen und Schülern, aber nicht von den Lehrerinnen und Lehrern ausgehen (Günzel, 1999, S. 324).²⁵

²⁵ Günzel (1999, S. 324) gebraucht die Begriffe Gewalt und Aggressionen synonym, obwohl der Begriff Gewalt mehr den körperlichen Angriff betont und der Begriff Aggression auch die psychische Verletzung von Menschen enthält.

Die Ursachen für Gewalt in der Schule sind differenziert zu betrachten; Gründe können persönlich, ökonomisch oder familiär bedingt sein. Sowohl in der Schule und im Unterricht als auch in anderen gesellschaftlichen Bereichen können diese Ursachen für aggressives Verhalten entstehen (Günzel, 1999, S. 324f.).

Die Aufgabe, die der Schule und der Erziehung zukommt, ist nach Günzel (1999, S. 325) einerseits eine Gewalt- bzw. Delinquenzprävention vorzunehmen, andererseits müssten die Gründe und Motive erforscht und untersucht werden. Schule muss einen Lebensraum gestalten, der ein friedliches Miteinander-Lernen und Leben gewährleistet.

Es muss aber auch festgehalten werden, dass die Schule nur beschränkte Wirkungen auf eine gewaltfreie und friedenssichernde Lebensführung der Schüler/innen haben kann. Die Schule steht immer in Interaktion mit dem außerschulischen Bereich (Günzel, 1999, S. 325). Somit hat die Schule nur teilweise die Chance, „erzieherisch in einem positiven Sinne auf die Kinder und Jugendlichen einzuwirken und eine beabsichtigte Verhaltensänderung herbeizuführen“ (Günzel, 1999, S. 325f.). Doch auch wenn diese Möglichkeiten sehr gering sind, sollten sie eingesetzt werden, um an einer „humanen Utopie“ einer Gesellschaft festhalten zu können; denn „jede Erziehung bzw. Erziehungsabsicht (trägt) tendenziell utopische Züge“ (Bast, 1982, S. 56).

Die Erwartungshaltung an die Schule und den Unterricht darf nicht überwertet werden, außerdem sollte utopisches Denken nicht in Ideologisches übergehen, das die Wirklichkeit völlig außer acht lässt (Günzel, 1999, S. 326). Für Günzel (1999, S. 326) kann Erziehung nicht direkt gesellschaftliche und politische Veränderungen erzielen. Für den Autor (1999, S. 326) bedeutet Friedenserziehung in der Schule vor allem soziales Lernen. Soziales Lernen beabsichtigt, strukturelle Gewalt zu verringern bzw. Hilfestellungen zu geben, um vernünftig mit ihr umzugehen. Soziales Lernen nach Dierker und Pfister (1984, S. 187) hat folgende Konzepte:

1. Erwerb sozialer Handlungsfähigkeiten;
2. Umgang mit Konflikten;
3. Umgang mit Regeln

(Dierker & Pfister, 1984, S. 187).

5.5.2 Sportpädagogik als friedenserzieherisches Instrument

In den friedensfördernden Möglichkeiten des Sports kann man einen pädagogischen Akzent erkennen. Dieser hat für die sportbezogene und kulturelle Zusammenarbeit friedenspolitische Bedeutung (Güldenpfennig, 1983, S. 71).

Pädagogische Erwartungen sind nach Güldenpfennig (1983, S. 71):

„Bei den Trägern der internationalen Sportbewegung - (...) - sollen durch die sportlichen Begegnungen Erfahrungen der Zusammenarbeit in einer konfliktstrukturierten Umwelt und auch über weiterbestehende anderweitige Konflikte hinweg vermittelt werden. Es sollen Wissen über das soziale und kulturelle Leben anderer Völker angeeignet und Einstellungen im Sinne gegenseitig wachsenden Verständnis beeinflusst werden“ (Güldenpfennig, 1983, S. 71).

Auf diesen Erwartungen beruhend, soll ein Beitrag zum besseren, aufgeklärten und friedlichen Zusammenleben der Menschen entstehen. Der pädagogische Akzent ist schon durch den symbolischen Charakter der politischen Wirksamkeit des Sports gegeben (Güldenpfennig, 1983, S. 71).

Neben den oben angeführten pädagogischen Standpunkten in der allgemeinen Sportbewegung, darf natürlich nicht der Sportunterricht außerachtgelassen werden.

An dieser Stelle sind noch zwei Anmerkungen vorzunehmen:

1. Bei der Weitergabe friedenspädagogischer Ziele kann davon ausgegangen werden, dass sie allein nach funktionalistischen Prinzipien erfolgen. Die Annahme, dass schon im praktischen Vollzug als funktionalistisches Nebenprodukt eine sportübergreifende, z.B. politische Sozialisation erfolge, ist zwar in der Sportpädagogik weit verbreitet aber entspricht nach Güldenpfennig (1983, S. 73) nicht der Realität. Man muss davon ausgehen, dass friedenspädagogische Ziele nur dann im Sportunterricht realisiert werden können, wenn sie einem didaktischen Konzept unterliegen.
2. Fasst man den Begriff Frieden „als gewaltlose Konfliktlösung und -prävention“ auf (Güldenpfennig, 1983, S. 73), sollte man in der friedenspädagogischen Erziehung Konflikte beachten, sich nicht von ihnen fernhalten oder versuchen ihnen auszuweichen. Auch der symbolisch-sportliche Konflikt, im Sinne von Wettkampf, darf nicht außer achtgelassen werden. Im Gegenteil, Konflikte müssen durch aktive Auseinandersetzung gelöst und bestimmte Lösungsmöglichkeiten müssen erlernt werden. Der sportliche Wettkampf bietet durch Konflikte, die immer wieder entstehen, ein wichtiges Lernfeld diese friedlich zu lösen.

5.5.2.1 Die Notwendigkeit von Konflikten

Wenn man sich mit dem Thema Frieden befasst, darf man sein Gegenteil, nämlich den Konflikt, nicht außer achtlassen (Galtung, 1975, S. 60). Konflikte sind notwendig; um in den Worten von Galtung (1975, S. 116) zu sprechen: „Ein Zustand der Konfliktlosigkeit ist im Grunde ein Zustand der Leblosigkeit, insofern zwischen Bedürfnis und Bedürfnisbefriedigung vollkommene Übereinstimmung besteht (...). Die allgemeine Aktivitätskurve ist flach wie das EKG, wenn der Tod eingetreten ist“.

Dass der Konflikt als etwas Negatives und Schlechtes verstanden wird, beruht auf der Unfähigkeit zwischen Konflikt und Konfliktfolgen zu unterscheiden (Güldenpfennig, 1989, S. 57). Konflikt wird verstanden als „Inkompatibilität zwischen Zielsetzungen und Wertvorstellungen von Akteuren in einem Gesellschaftssystem“ (Galtung, 1975, S. 110) und bezeichnet eine Grundtatsache menschlichen Lebens. Es ist aber festzuhalten, dass Konflikte in ihren Folgen keineswegs als zerstörerisch betrachtet werden müssen; es gibt „keinen logisch zwingenden Zusammenhang zwischen der Existenz von Konflikten und destruktiven Konfliktattitüden und -verhalten“ (Galtung, 1975, S. 129).

Galtung (1975, S. 115) sieht Konflikte als etwas Positives: „Konflikt als Herausforderung; Inkompatibilität von Zielsetzungen als gewaltige intellektuelle und emotionale Herausforderung an die Konfliktparteien“. Eine solche Auffassung von Konflikten kann „als eine der stärksten Antriebskräfte unserer Existenz begriffen werden, als Ursache, Begleiterscheinung und Folge von Wandel, als ein Element, das für das gesellschaftliche Leben ebenso notwendig ist wie für das menschliche Leben die Luft“ (Galtung, 1975, S. 115). Natürlich bedeutet eine solche positive Einstellung Konflikten gegenüber nicht, dass man die negativen, destruktiven Konfliktattitüden und -verhalten hinnehmen muss.

Für Galtung (1975, S. 129) sind Konflikte von enormer Wichtigkeit. Gerade in Zeiten, in denen man einem Konflikt ausgesetzt ist, der einen herausfordert und es gelingt, diesen zu bewältigen, fühlt man sich am lebendigsten.

Konflikte sind notwendig und demzufolge müssen sie auch ein notwendiger Bestandteil des Unterrichts sein. Vor allem der Sportunterricht weist, im Gegensatz zum Unterricht im Klassenzimmer, ein höheres Konfliktpotential auf. Konflikte werden real als aggressives, sich verweigerndes oder auch als passives Verhalten auf der sozial affektiven und körperlichen Ebene wahrgenommen (Dierker & Pfister, 1984, S. 189). Ohne Konflikte wären Bewegungen, sozialer Wandel und notwendige Veränderungen nicht möglich.

Minssen (1991, S. 148) sieht in Konflikten eine bedeutende Funktion im Reifungsprozess von Jugendlichen, denn „Mündigkeit, geistig-seelische Gesundheit, muß sich in Konflikten bewähren, denen einzelne wie Gruppen unentrinnbar ausgesetzt sind, und um deren Bewältigung kein Weg herumführt“ (Minssen, 1991, S. 148). Es ist wichtig, dass Lehrer/innen und Schüler/innen Konflikte ansprechen und gemeinsam versuchen, sie zu bewältigen. Würde das nicht geschehen und Konflikte würden nur verdrängt und nicht angesprochen werden, könnte das eine negative Wirkung auf die gesamte Gruppe bzw. Klasse, aber auch auf einzelne Schüler/innen haben (Günzel, 1999, S. 327).

Wenn man davon abgeht, Friedenserziehung aus einer gesellschaftlichen und politischen Notwendigkeit zu begründen, sondern aus einer anthropologischen Perspektive betrachtet, wird einem schnell bewusst, dass Aggressionen unverzichtbar zum Mensch-

Sein und zu den menschlichen Verhaltensweisen gehören, und eine sinnvolle Handhabung mit ihnen zu den Erziehungsaufgaben zählt (Günzel, 1999, S. 327). Doch der Mensch strebt auch in Einklang mit sich selbst und seiner sozialen Umgebung zu gelangen. Hier sieht Günzel (1999, S. 327) die Verwirklichung einer Praxis der Friedenserziehung - „im Spannungsverhältnis zwischen Aggressivität und Harmonie“.

5.5.3 Friedenserziehung im Sportunterricht

Der Sportunterricht stellt hierfür ein ideales Handlungs-, Erlebnis- und Erfahrungsfeld dar. Der Schulsport bietet einen besonderen Erziehungs- und Erfahrungsraum. Es ist wichtig, sich auf die pädagogischen Möglichkeiten, Ziele und Aufgaben des Sports in der Schule, zu konzentrieren.

Durch die Unmittelbarkeit des gemeinsamen Sporttreibens hat das Fach Sport und Bewegung gegenüber den anderen Fächern einen Vorteil. Wenn man den Sportunterricht richtig gestaltet, bietet er viele Möglichkeiten, soziale Erfahrungen zu machen, besonders solche, die im Unterricht im Klassenzimmer nicht stattfinden. Der Unterricht im Klassenzimmer versucht durch kognitive Prozesse Einstellungen zu vermitteln, die nach Dierker und Pfister (1984, S. 193) nicht unbedingt zu Veränderungen des Verhaltensmusters führen. Im Sportunterricht wiederum liegt das Hauptaugenmerk auf seinem praktischen Bewegungsvollzug: „Aggressionen, Konflikte, Regeln werden deshalb nicht nur kognitiv, sondern körperlich emotional erfahren“ (Dierker & Pfister, 1984, S. 193). Aggressionen können ausgelebt werden und müssen nicht unterdrückt werden; man lernt im Sportunterricht mit Aggressionen bewusst umzugehen. Im Sportunterricht passiert somit eine praktische Friedenserziehung durch körperliche und bewegte Begegnungen (Günzel, 1999, S. 330).

Das Handeln der Schüler/innen hat sozial-affektive Komponenten und Auswirkungen auf nachfolgende Interaktionen. Erkenntnisse, Einstellungen und Verhaltensmuster werden im Sportunterricht durch individuelle und auch körperliche Erfahrungen erworben.

Man kann vom Sportunterricht nicht erwarten, dass er zum Weltfrieden erzieht. Trotzdem bietet der Sportunterricht in der Schule ein geeignetes Mittel, um neue Erlebnisse und Erfahrungen zu machen und um friedfertiges Verhalten zu erlernen. Für den Sport bedeutet das, in der Schule rücksichtsvoll, partnerschaftlich, gesellig und kommunikativ Sport zu betreiben sowie über Bedingungen und Möglichkeiten nachzudenken. Im Sportunterricht wird mehr auf der Handlungs- als auf der Wissensebene gelernt. „Das Hineinleben in die Spielregeln des Sports, in die Notwendigkeit des Zusammenspiels im Team, des fair-play, der Achtung des Unterlegenen, das alles bedeutet eine moralische Erziehung, (...)“ (Danckwortt, 1965, S. 154).

Röhrs (1983, S. 320) empfindet, dass weder die Einhaltung von Fairness und Toleranz noch die Soziabilität ins Zentrum der Friedensidee führen kann. Dennoch kann für ihn durch die Grundlegung der sozialen Tugenden des Sports wie Verlässlichkeit, Aufgeschlossenheit, Toleranz, Fair Play und Fairness ein soziales Fundament geschaffen werden, das sich für die Friedensziele und -inhalte als tragfähig erweist (Röhrs, 1983, S. 320).

Die Ziele einer Friedenserziehung im Sportunterricht könnten sein: „Gerechtigkeit, Solidarität mit und Sensibilität für die vermutlich oder tatsächlich Schwächeren, Toleranz, Hilfsbereitschaft und Zuwendung“ (Günzel, 1999, S. 329). Diese möglichen Ziele stimmen mit denen des sozialen Lernens mehr oder weniger überein und weisen somit auf eine praktische Friedenserziehung hin. Im Sportunterricht geht es um die Idee des Miteinander- und Füreinander-Handelns; es sollen Formen sozialer Begegnungen und sozialen Miteinanders aber auch Gegeneinanders bereitgestellt werden. Einzelne Schüler/innen bzw. Gruppen von Schülerinnen und Schülern sollen nicht ausgegrenzt werden sondern die Möglichkeit haben, ihre Gefühle und Gedanken zum Ausdruck zu bringen und sich zu präsentieren (Günzel, 1999, S. 330). Konflikte müssen besprochen werden, Aggressionen „als geregeltes Spiel der Kräfte auf der Basis von Unterschiedlichkeiten und Verschiedenheiten der Handlungs- und Kommunikationspartner zugelassen“ (Günzel, 1999, S. 330) und jede Art von Gewalt aus dem Unterricht verbannt werden.

Für Günzel (1999, S. 330) stellt die Friedenserziehung auch eine Erziehung zur Gesprächsfähigkeit und Gesprächsbereitschaft dar. Demnach sollte die Friedenserziehung im Sportunterricht nicht nur auf eine Friedenserziehung durch körperliche und bewegte Begegnungen beschränkt sein, sondern zusätzlich um eine Friedenserziehung durch Sprache erweitert werden. Auch für Rösch (1977c, S. 54) bietet die Sprache im Sport die Möglichkeit, Aggressionen abzubauen und Verständigung und Kameradschaftlichkeit zu fördern.

Günzel (1999, S. 330-338) sieht die Möglichkeiten einer Friedenserziehung im Sportunterricht durch:

1. *Begegnungen und Sich-Kennenlernen:* Dazu zählen Kontakt-, Begrüßungs- und Vertrauensspiele;
2. *Sprachliche Möglichkeiten:* Hier wird das Hauptaugenmerk auf Gespräche, Diskussionen, Rollenspiele und körpersprachliche Ausdrucksformen, die der offenen Darlegung und Verarbeitung von Konflikten sowie der Kanalisierung von Aggressionen dienen, gelegt;

3. *Sanfte Körpertechniken*: Sind geeignet um Aggressionen abzubauen sowie Ruhe, Gelassenheit und Friedfertigkeit zu vermitteln, wie z.B. Entspannungsgeschichten oder Phantasiereisen;
4. *Bewegungsspiel und Rollenspiel*: Einerseits sind Spiele und Wettkämpfe, die durch indirekte und direkte Konfrontation und, wo es ums Gewinnen oder Verlieren geht, als geregelte Konflikte zu verstehen. Solche sportlichen Handlungsmuster bieten hervorragende Erlebnis- und Erfahrungsfelder, um zu lernen, mit Aggressionen und Gewalt umzugehen. Andererseits bieten auch Rollenspiele, Pantomime und Persiflage Möglichkeiten der Reflexion und des Hineinfühlens sowie Erkennens im Bezug auf konflikträchtige oder gar gewaltbetonte Situationen
(Günzel, 1999, S. 330-338).

Sport ist somit ein Handlungs- und Erfahrungsfeld, welches sich hervorragend eignet, mit Aggressionen in einer kontrollierten und menschenwürdigen Art und Weise umzugehen (Günzel, 1999, S. 328).

Der Sportunterricht sowie auch alle anderen Schulfächer müssen immer aus dem Blickwinkel betrachtet werden, welchen Beitrag diese zur Gesamterziehung des Kindes und der Jugendlichen leisten. Es ist zu prüfen, was die einzelnen Fächer zum Weltverständnis der Schüler, zu ihrer Mündigwerdung, zu ihrer Handlungsfähigkeit, zur ihrem Umgang mit kulturellen Gütern und sozialen Gegebenheiten, kurz zur ihrer Bildung beitragen können.

Es ist hervorzuheben, dass sich Bildung in und durch Sport, Spiel und Bewegung nicht nur auf die körperliche Ausbildung und die Verbesserung sportlichen Könnens und sportlicher Fähigkeiten beschränkt. Der Sport in der Schule zielt auf:

„Vermittlung und Verarbeitung von Erlebnissen und Erfahrungen in sportspezifischen Handlungs- und Sinnzusammenhängen und Situationen als Spielen, Wettkämpfen, Trainieren, Üben mit den pädagogischen Zielen der Selbstgestaltung und Weltaneignung und der für diese erforderlichen und mit ihnen verbundenen körperlich-sportlichen, sozialen und emotionalen Voraussetzungen; sie beruht dabei nicht nur auf bloß motorischem Lernen, was wichtig ist, sondern auch auf unmittelbaren körperlichen, personalen, materialen und vor allem sozialen Erlebnissen und Erfahrungen, die unmittelbar zu haben heute in einer primäre Erlebnisse und Erfahrungen einschränkenden Medienwelt besonders schwerfällt, dies mit vielfach beschriebenen fatalen Folgen für die Entwicklung in Kindheit und Jugend“ (Grupe, 2000, S. 136).

Der Sport stellt natürlich nicht das einzige Mittel zur Erziehung dar sondern eines von vielen. „Zur vielseitigen Entwicklung des Menschen trägt neben der Geistesbildung, der polytechnischen Ausbildung, der moralischen und ästhetischen Erziehung auch eine

vielseitige körperliche und sportliche Erziehung bei“ (Zukowska, 1973, S. 137). Sport als erzieherisches Mittel muss immer im Kontext mit den allgemeinen Erziehungszielen betrachtet werden. Sport bietet die Möglichkeit, soziale Bindungen aufzubauen. Sport soll lehren miteinander zu leben, umzugehen und zu handeln. Im Sport können Ereignisse auftreten, die Gelegenheiten bieten, das soziale Miteinander zu erleben und zu erfahren. „Der Sport baut auf nonverbalen Handlungen mit quasi-sprachlichem Charakter auf, die eine Verständigungsbasis schaffen, einen gemeinsamen Kenntnisstand zur Verfügung stellen und Möglichkeiten zum Miteinander- und Gegeneinander-Handeln bieten“ (Pühse & Roth, 1999, S. 21). Somit kann der Sportunterricht Lern- und Erfahrungsprozesse auslösen, die in anderen Schulfächern nicht möglich sind.

5.6 Friedenspolitik und Sport

Vor allem in den 80iger Jahren des letzten Jahrhunderts hat die Diskussion um die Gefährdung des Friedens und das praktische Engagement zu dessen Erhaltung einen beachtlichen Aufwind erfahren. Obwohl es zu diesem Zeitpunkt schon seit längerem keinen Krieg mehr auf europäischem Boden gab, entwickelte sich eine Friedensbewegung.

Diese Friedensbewegung ist vor dem Hintergrund des positiven Friedens zu erklären. Während es beim negativen Frieden „bloß“ um die Abwesenheit von Krieg geht, wird beim positiven Friedensbegriff Frieden als „vorbeugender Friedensschutz“ verstanden (Güldenpfennig & Meyer, 1983, S. 10). Vor allem das Aufkommen von nuklearen Waffen in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts veränderte die Gestaltung der internationalen Beziehungen enorm. Die Angst einer nuklearen Katastrophe hat zu einem grundlegenden Perspektivenwechsel der internationalen Politik geführt: „Nicht mehr die Durchsetzung des kurzfristigen maximalen Vorteils für den je eigenen einzelnen Staat unter Einsatz aller dafür geeignet erscheinenden Mittel kann künftig die maßgebende Richtschnur des Handelns in der internationalen Politik sein“ (Güldenpfennig & Meyer, 1983, S. 11). Dieser Perspektivenwechsel hat bewirkt, dass die vorherrschende Vorstellung „der Krieg sei eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ ersetzt wurde (Güldenpfennig & Meyer, 1983, S. 11); es geht viel mehr darum, Maßnahmen sowohl in politischen, ökonomischen als auch in kulturellen Bereichen auf ihre Möglichkeiten zur Erhaltung und Verbesserung des Friedens hin zu prüfen und zu gestalten.

Um einen dauerhaften Frieden zu gewährleisten, ist nicht nur die politische Verantwortung gefragt, sondern alle gesellschaftlichen Bereiche sowie jeder einzelne. Und somit ist auch die Sportbewegung gefordert, sich aktiv für die Friedenserhaltung und -förderung einzusetzen.

Die Sportbewegung und die Entwicklung des Sports waren schon immer von der friedlichen Gestaltung der politischen Beziehungen abhängig (Güldenpfennig & Meyer, 1983, S. 12). Vor allem seit dem ausgehenden letzten Jahrhundert zeigt sich die Förderung, welche die Sportentwicklung durch friedliche Beziehungen zwischen den Staaten und innerhalb der Gesellschaft erfahren kann. Aber ebenso lassen sich Einschränkungen und Erschwernisse durch internationale Probleme auf die Sportentwicklung übertragen. Es stellt sich die Frage, ob nicht auch der Sport selbst durch die Herstellung, Festigung und Weiterentwicklung friedlicher Beziehung zwischen den Völkern einen Beitrag leisten kann.

Vor allem seit den letzten Jahrzehnten geht man von der Annahme aus, dass die Sportbewegung eine solch aktive Rolle übernehmen kann. Bei den Möglichkeiten, die der Sport zur Förderung und Festigung zum Frieden leisten kann, werden zwei Ebenen von friedenspolitischen Beitragsmöglichkeiten des Sports unterschieden (Güldenpfennig & Meyer, 1983, S. 13; Güldenpfennig, 1983, S. 48):

1. In dem allgemeinen Engagement der Sportbewegung als einem mitverantwortlichen Teil der Gesellschaft für die Friedenspolitik im engeren Sinne; diese Annahme schließt den negativen Friedensbegriff ein.
2. In einer Friedenspolitik im weiteren Sinne. Sie muss die aktive Gestaltung jener speziell friedensfördernden Möglichkeiten beinhalten, über die der Sport als ein besonderer gesellschaftlicher und kultureller Bereich mit starker internationaler Verflechtung verfügt. Das Einbringen des Sports in die Friedenspolitik im weiteren Sinne stützt sich auf den positiven Friedensbegriff.

Doch die direkten Auswirkungen auf die Erhaltung und Sicherung des Friedens sind für einen kulturellen Bereich wie den Sport nur begrenzt möglich.

Vor allem im Hinblick auf den negativen Friedensbegriff verfügt der Sport nicht über Lösungsansätze und -instrumente (Güldenpfennig, 1983, S. 72). Somit verbleiben dem Sport nur noch zwei Möglichkeiten:

1. Ein möglicher Beitrag zur Entwicklung eines „entspannten politischen Klimas“, der aber nur sehr schwer definierbar und fassbar ist (Güldenpfennig, 1983, S. 72);
2. Die Möglichkeit der Wahrnehmung eines politischen Mandats, bei dem sowohl Verantwortliche der Sportbewegung als auch Personen aus anderen gesellschaftlichen Bereichen ihr politisches Engagement in die Friedenbewegung und in die direkte Einflussnahme auf die staatliche internationale Politik einbringen (Güldenpfennig, 1983, S. 72).

Die eigentlichen Möglichkeiten, die der Sport in Bezug auf den Frieden hat, sind mit dem positiven Friedensbegriff verbunden. Diese sporteigenen Möglichkeiten werden von der Hoffnung und der Erwartung, „in einem längerfristigen Prozeß zur Durchsetzung und allseitigen Verankerung von Prinzipien des friedlichen Zusammenlebens der Völker und des friedlichen Wettstreits unterschiedlicher Kulturen und Gesellschaftssysteme und damit eher indirekt und mittelbar zum Frieden beitragen zu helfen“, getragen (Güldenpfennig, 1983, S. 72f.). Diese Erwartung hat einen pädagogischen Charakter.

5.6.1 Die Resonanzmöglichkeiten des Sports

Güldenpfennig (1989, S. 49) stellt sich die Frage, ob der Sport hinsichtlich der Friedensthematik überhaupt „Resonanzmöglichkeiten“ besitzt (zit.n. Luhmann, 1986).

Wenn man Krieg als „organisierte militärische Gewalt“ bezeichnet und Frieden als dessen Gegenbegriff, „der alle wesentlichen geeigneten Momente der Vorsorge gegen einen Ausbruch von Krieg als solcher organisierter militärischer Gewalt umfaßt“ (Güldenpfennig, 1989, S. 49), kann man davon ausgehen, dass der Sport, sollte unmittelbar ein Krieg bevorstehen, keine geeigneten Resonanzmöglichkeiten besitzt.

Wenn jedoch Frieden „als die Gesamtheit der Momente, die zur Vorsorge gegen Krieg beitragen können“ verstanden wird (Güldenpfennig, 1989, S. 49), hat der Sport sehr wohl Resonanzmöglichkeiten. Diese liegen im „Vorfeld der Friedens-Vorsorge“ (Güldenpfennig, 1989, S. 50).

Güldenpfennig (1983, S. 51; 1989, S. 50) unterscheidet hierbei zwei zusammenhängende, aber dennoch relativ unterschiedliche Standpunkte, unter denen der Sport gesehen werden kann: Einerseits Sport als *institutionelles* System andererseits Sport als *Tätigkeitssystem*.

5.6.1.1 Sport als institutionelles System

Den Aspekt des Sports ein institutionelles System zu sein, hat er mit allen anderen gesellschaftlichen Bereichen gemein (Güldenpfennig, 1989, S. 50). Auf dieser Ebene des Sportsystems wird der Regelungsbedarf sowohl über sportinterne als auch über externe Probleme bewältigt (Güldenpfennig, 1989, S. 50).

5.6.1.2 Sport als Tätigkeitssystem

Auf dieser Ebene des Sportsystems ist die Handlungsstruktur ausschlaggebend. Der Unterschied des Sports gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen ist die Grundstruktur der in ihm praktizierten Tätigkeitsmuster (Güldenpfennig, 1989, S. 50).²⁶

Auf seiner praktischen Tätigkeitsebene werden dem Sport sowohl positive als auch negative Beziehungen zum Frieden zugesprochen, die sich faktisch von selbst ergeben sollen (Güldenpfennig, 1983, S. 63):

1. Sport als Tätigkeitsfeld sei von sich aus schon friedlich. Diese Annahme schließt man aus seiner Regelgebundenheit und kulturellen Prägung. Wiederum sei Sport aber auch unfriedlich, da er Konflikte hervorruft und wettbewerbs- und konkurrenzorientiert ist.
2. Einerseits spricht man dem Sport zu, er sei friedensfördernd indem er stattfindet, andererseits müsse er selbst erst friedlich werden, ehe er friedenspolitisch eingesetzt wird.

Obwohl Güldenpfennig (1983, S. 63f.) einige Einwände gegen diese Annahmen²⁷ hat, kann Sport auf seiner Tätigkeitsebene friedenspolitisch relevant sein:

„Sportlicher Wettkampf symbolisiert die Einheit Konflikt und Assoziationen bzw. den Konflikt in der Assoziation und gibt damit ein Vorbild, ein Modell möglichen friedlichen Wettstreits als kulturelle Leistung und kulturelles Entwicklungsmoment“ (Güldenpfennig, 1983, S. 64).

Es sind vor allem die Elemente Konfliktstruktur, Regelwerk und kulturelles Produkt sportpraktischen Handelns, die den Sport unter dem Aspekt, ein bestimmtes Tätigkeitssystem zu sein, resonanzfähig für die Friedensthematik machen.

Für Güldenpfennig (1983, S. 65) stellt die Verwirklichung eines weltweit gültigen, sportlichen Regelwerks und die damit verbundene Entfaltung internationaler Sportbeziehungen eine wichtige zivilisatorische und friedensfördernde Leistung dar.

²⁶ Die im Kapitel 2.1 angeführte Definition von Heinemann (1980, S. 32-35) hebt besonders gut hervor wie sich der Sport als eine besondere Tätigkeit sich von anderen Tätigkeiten unterscheidet. Sport ist körperliche Bewegung, leistungsbezogen, er ist sozialen Regeln unterworfen und Sport ist unproduktiv (Heinemann, 1980, S. 32). Vor allem die letzten drei Merkmale stellen, für Güldenpfennig (1989, S. 53) auf der Ebene der sportpraktischen Handlung, „Berührungspunkte zwischen Sport und Frieden“ dar.

²⁷ Er empfindet, dass sportliche Tätigkeiten als friedlich oder unfriedlich bezeichnet werden, auf Grund einer „unzulässigen Entdifferenzierung des ambivalenten Tätigkeitsmusters Sport als Konflikt und Assoziation“ (Güldenpfennig, 1983, S. 63f.). Ein weiterer Einwand ist, dass die Erwartungen friedliches bzw. unfriedliches Verhalten im Sport sei friedenspolitisch im allgemeinem Sinne, aus der Tatsache einer unzulässigen Identifizierung von individueller Handlungsebene und institutioneller Ebene resultiert, von sportpraktischer und politischer Ebene (Güldenpfennig, 1983, S. 64).

Die Einbeziehung des Sports in die Friedensbewegung muss zeigen, dass Toleranz, Fairness, Chancengleichheit usw. das Fundament des modernen Sports sind.

Für Röhrs (1971, S. 42) sind die erzieherische Vorbereitung auf den Frieden und die politische Sicherung des Friedens von einander abhängig. Die Erziehung muss einerseits die politischen Aktionen anregen andererseits aber auch den Einsatz und die Leidenschaft fördern.

Bei Röhrs (1971, S. 42) müssen „die potentiellen und realen Aggressionen und Konflikte“ gesehen und angenommen werden. Auch die Friedensinitiative der Sportler/innen hat sich somit über Ursachen von Gewalt und Friedlosigkeit in unserer Gesellschaft sowie auch im Bereich Sport Gedanken zu machen. Wichtig ist, dass diese Ursachen nicht nur gesehen und angenommen werden, sondern auch offengelegt und verarbeitet werden (Pilz, 1983, S. 33).

6 Olympische Spiele

6.1 Die Olympische Friedensidee heute

Die modernen Olympischen Spiele gehören zu den herausragenden Phänomenen des 20. Jahrhunderts. Aus bescheidenen Anfängen entstand das bedeutendste regelmäßig wiederkehrende Sportereignis, dessen Faszination immer noch zu wachsen scheint (Höfer, 1994, S. 9).

Die meisten Menschen verbinden mit den Olympischen Spielen unmittelbar Frieden und Völkerverständigung. Schon von Anfang an gehört die Friedensthematik zu den elementaren Bausteinen der Olympischen Idee. Jedoch ist festzuhalten, dass erst mit der Neubegründung der Olympischen Bewegung überhaupt zum ersten Mal in der Geschichte eine Verbindung von Sport und Frieden hergestellt wurde (Höfer, 1994, S. 44; Höfer, 2003, S. 8). Diese uns heute eigentlich selbstverständliche Verbindung, war tatsächlich erst von Pierre de Coubertin, dem Begründer der modernen Olympischen Spiele, ins Leben gerufen worden. Laut Höfer (1994, S. 44) ist Coubertin nicht nur der Initiator der Olympischen Spiele sondern auch der allgemein sportlichen Friedensidee.

Pierre de Coubertin erhoffte sich von den Olympischen Spielen einen Beitrag zur internationalen Verständigung und zur Sicherung des Weltfriedens (Henrich, 1973, S. 90). Er „wollte Menschen verschiedenster Nationalität, Rasse und Religion zu einem gewaltfreien und geregelten Wettstreit zusammenführen und damit einen neuen Weg zu Frieden und Völkerverständigung beschreiten“ (Höfer, 1994, S. 44).

Für Höfer (1994, S. 56) sind vor allem in den olympischen Prinzipien friedensrelevante Eigenschaften zu erkennen. Ebenso spielen in Bezug auf den Friedensgedanken die zentralen Institutionen und Einrichtungen, allen voran das Internationale Olympische Komitee (IOC) - die Besitzer der Olympische Spiele (Höfer, 2008, S. 19) - sowie die olympischen Symbole und das Zeremonielle der Spiele eine bedeutende Rolle (Höfer, 1994, S. 56).

Dass Pierre de Coubertin für sein Vorhaben die griechische Antike heranzog, ist eigentlich ein Widerspruch, denn dieser Friedensgedanke ist das, was die modernen und die antiken Olympischen Spiele wesentlich von einander unterscheidet. In Wahrheit ist das Begriffspaar „Sport und Krieg“ charakteristisch für die antiken Spiele (Höfer, 1994, S. 44). Der griechische Sport wurde zunächst von Kriegern in Kriegspausen ausgeübt, wobei das kriegerische Instrumentarium zu Sportgeräten umfunktioniert wurde (Lämmer, 1985, S. 22).

Natürlich stellt sich die Frage, warum Coubertin gerade die antiken Olympischen Spiele als das große Vorbild heranzog. Ob er selbst daran glaubte, dass die antiken

Olympischen Spiele im Dienste des Friedens standen, sei dahin gestellt. Doch es kommt der Verdacht auf, dass Coubertin an die antike Friedensidee glauben wollte. Er benötigte für sein Vorhaben ein positives Vorbild, um eine größtmögliche Wirkung zu erlangen. „Der Name schon flösste Achtung ein, und es war kaum möglich, einen anderen zu finden“ (Coubertin, 1966, S. 13).

Wesentlich für den Beitrag, den die Olympischen Spiele zum Frieden leisten konnten, war für Coubertin der Gedanke des Burgfriedens: „Für jedes ausschließlich nationale Empfinden muß dabei ‚Burgfrieden‘ herrschen, oder, um es anders auszudrücken, jedes Nur-National-Empfinden muß dabei ‚vorübergehend auf Urlaub geschickt werden‘ “ (Coubertin, 1966, S. 152).

Aus dieser Aussage lässt sich ableiten, dass jeder einseitige Nationalismus unter den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Olympischen Spiele vermieden werden soll; wobei aber ein „gesundes Auch-Nationalempfinden“ (Höfer, 1994, S. 47) erwünscht oder zumindest ungefährlich ist. Die Verbindung der internationalen Dimension mit einer nationalen Komponente zeichnet die Besonderheit des Olympismus aus (Höfer, 1994, S. 47). Die verschiedenen Völker müssen in einem Konkurrenzkampf ihre Kräfte messen und sich den anderen gegenüber beweisen, aber dies soll „nicht im Rahmen von Kriegen, sondern auf der Ebene geregelten und friedlichen sportlichen Wettstreits“ stattfinden (Höfer, 1994, S. 47). Das persönliche Kennenlernen war für Coubertin ein zentraler Bestandteil seiner Arbeit für den Olympismus (Nigmann, 1996, S. 69). Vor allem die Athlet(inn)en hatten die Funktion, die friedliche und internationale Zusammenarbeit zu stärken.

Höfer (1994, S. 47) stellt fest, dass Coubertin sehr wohl wusste, dass eine dauerhafte Lösung der Konflikte zwischen den Nationen nicht möglich gewesen wäre, deswegen sprach er von einer zeitlich begrenzten Waffenruhe.

Schelsky (1973) widmete sich in seinem Buch „Friede auf Zeit“ diesem Ansatz zu und kam zu der Überzeugung:

„daß der Frieden der Olympischen Spiele ein Musterbeispiel einer solchen partikularen, sachbezogenen Friedenstagung darstellt. Das Grundziel der Olympiade sowohl der Antike wie in der Neuzeit ist die Stiftung eines Friedensraumes der Begegnung aller Völker, die diesen Friedenswillen bezeugen wollen; sein Inhalt sind der sportliche Wettkampf der Jugend aller Völker und Staaten und die friedliche Teilnahme aller daran interessierten Zuschauer“ (Schelsky, 1973, S. 15).

Coubertin war sich bewusst, dass das Ganze einer gewissen Utopie gleich kam. Wirkus (1976, S. 36; zit.n. Höfer, 1994, S. 48) drückt den Wunsch Coubertins folgendermaßen aus: Er wollte kein „utopisches Maximum“ sondern das umsetzbare „vernünftige Minimum“.

„Von den Völkern zu verlangen, sich gegenseitig zu lieben, ist eine Art Kinderei; sie aufzufordern, sich zu achten, ist keine Utopie; aber um sich zu achten, muß man sich zu nächst kennen“ (Coubertin, 1966, S. 154). Die Idee des „gegenseitigen sich achtens“ nimmt auch in der Friedenskonzeption eine wichtige Rolle ein. „Sich im Frieden zu begegnen, sich gegenseitig kennen- und damit achten zulernen“ (Höfer, 1994, S. 49), dafür bieten die Olympischen Spiele einen einzigartigen Spielraum.

6.2 Mittel und Möglichkeiten zur Realisierung der Friedensidee

Der Olympismus basiert auf mehreren unverzichtbaren Prinzipien und zwar: Internationalität bzw. Universalität; Kontinuität oder Regelmäßigkeit und Rhythmus; Unabhängigkeit und Neutralität (Höfer, 1994, S. 56).

Diese olympischen Prinzipien stehen in Zusammenhang mit dem Friedensgedanken. Im Folgenden werden nun die olympischen Prinzipien nach Höfer (1994, S. 56-68) kurz erläutert.

6.2.1 Internationalität der Olympischen Bewegung

Die Internationalität der Olympischen Spiele bedeutet, möglichst alle Nationen mit einzubeziehen um die Völkerverständigung zu fördern (Güldenpfennig, 1989, S. 204). Coubertin erhoffte sich von der Internationalität eine Sicherung des Fortbestandes der Spiele.

„Es galt nicht ein bloß örtliches und vorübergehendes, sondern ein weltumfassendes und bleibendes Unternehmen zu schaffen“ (Coubertin, 1966, S. 13). Zu Beginn stieß dieser Anspruch auf Widerstand, denn Begegnungen auf internationaler Ebene waren zu dieser Zeit eine völlig neue Erfahrung. Doch wie man ohne Zweifel behaupten kann, haben sich die Olympischen Spiele im Laufe der Jahre zu dem größten internationalen Sportereignis der Welt entwickelt.

6.2.2 Kontinuität des Olympismus

Für die Friedensidee ist die Kontinuität des Olympismus bzw. die Regelmäßigkeit und der Rhythmus der Olympischen Spiele - die regelmäßige Wiederkehr der Spiele im vier Jahres Takt - von großer Bedeutung (Güldenpfennig, 1989, S. 201). Er begründete die Daseinsberechtigung und Überlebensfähigkeit der modernen Olympischen Spiele mit dem mythischen Ideal der Antike (Höfer, 1994, S. 62).

„Die Olympischen Spiele müssen nach einem Rhythmus von astronomischer Strenge gefeiert werden, weil sie das Vierjahresfest des menschlichen Frühlings darstellen zu Ehren der ständigen Erneuerung des Menschengeschlechtes. Darum muß dieser Rhythmus mit äußerster Strenge aufrechterhalten werden. Heute, wie auch im Altertum, kann eine Olympiade ungefeiert bleiben, wenn unvorhergesehene Umstände ihre Feier unmöglich machen, aber weder Reihenfolge noch Zahl können je geändert werden“ (Coubertin, 1966, S. 152).

Mit der Forderung die Olympischen Spiele einer bestimmten und unveränderbaren Regelmäßigkeit zu unterwerfen, wollte er, genauso wie mit der Förderung nach Internationalität, den Fortbestand der Olympischen Spiele sichern.

6.2.3 Unabhängigkeit und Neutralität

Coubertin forderte, „daß die Olympische Bewegung allein sich selbst bzw. der Olympischen Idee verpflichtet ist“ (Höfer, 1994, S. 66). Doch dieses Prinzip entspricht nicht der Wirklichkeit. Im Gegensatz zu dem olympischen Prinzip der Internationalität, die im Laufe der Jahre fast gänzlich umgesetzt wurde und dem Prinzip der Kontinuität, das trotz einiger Schwierigkeiten gewahrt worden ist, wirft die Unabhängigkeit einen Schatten über die Olympische Idee.

Vor allem die politische und finanzielle Unabhängigkeit ist schwer zu verwirklichen. Diese beiden Faktoren werden oft als Ursachen für die olympische Krise gesehen. Obwohl bis heute die vollständige Unabhängigkeit der Olympischen Bewegung noch nicht verwirklicht werden konnte, wurde der Anspruch „auf politische Neutralität, Autonomie und Selbstverwaltung sowie finanzielle Unabhängigkeit“ (Höfer, 1994, S. 66) nie aufgegeben und wird auch heute noch vertreten.

Güldenpfennig (2004a, S. 262) sieht im Prinzip der Unabhängigkeit die Grundlage für alle anderen Prinzipien. Nur wenn die Olympischen Spiele in eigener Autonomie Entscheidungen treffen kann, können die anderen Prinzipien verfolgt werden. Doch wie bereits erwähnt, sieht die Realität etwas anders aus. Die Olympischen Spiele leisten nicht automatisch einen Beitrag zum Frieden, trotzdem verfügen sie aber über Möglichkeiten und Mitteln dazu. Diese Möglichkeiten kommen umso wirksamer zu tragen je bescheidener sie konzipiert sind (Güldenpfennig, 2004a, S. 266).

Nach Güldenpfennig (2004a, S. 267) sind zwei Voraussetzungen für die Wirksamkeit der Olympischen Spiele von Nöten, um einen Beitrag zum Frieden zu leisten:

1. Alle Beteiligten müssen diese Prinzipien bewusst anstreben und sich entsprechend verhalten;
2. Die weltweite Öffentlichkeit muss auch empfänglich dafür sein, um die Friedensbotschaften des Sports wahrzunehmen.

6.3 Der pädagogische Charakter der Olympischen Idee

Grupe (2001, S. 58) versteht die moderne Olympische Idee als eine pädagogische Idee. Mit dieser Annahme steht Grupe (2001) nicht alleine da. Vor allem Pierre de Coubertin selbst, der Begründer der modernen Olympischen Spiele, vertrat ausdrücklich den pädagogischen Charakter der Olympischen Idee (Grupe, 2001, S. 58). „Die Olympische Idee ist in ihrem ursprünglichen Sinn und Inhalt nach überhaupt und ausdrücklich pädagogisch orientiert, (...)“ (Grupe, 1996, S. 24). Für Coubertin war die olympische Erziehung das Kernstück seines olympischen Denkens (Grupe, 2004, S. 35).

Pierre de Coubertin sah sich vor allem als Pädagoge und sein vorrangiges Ziel war eine Erziehungsreform. Anfangs beschränkte er sich nur auf Frankreich und die französischen Schulen. Der Grund für die Notwendigkeit einer Reform des französischen Erziehungssystems lag für ihn darin, dass er dieses Erziehungssystem für die Niederlage Frankreichs gegen Deutschland (1870) verantwortlich machte (Grupe & Krüger, 1997, S. 114). Laut Coubertin musste die Öffentlichkeit, der er eine tragende Funktion im demokratischen System beimaß, mobil gemacht werden (Grupe, 1996, S. 41). Um dieses Bestreben zu erreichen, sollten die Sportwettkämpfe internationalisiert werden. Vorbild für sein Tun war der englische Sport, insbesondere der an den public schools, von dem er annahm, er hätte eine besondere charakterbildende Funktion (Grupe, 2001, S. 60). Seine Erziehungsabsicht sollte auch eine Antwort auf die Probleme der modernen Welt geben, auf ihre politischen, ökonomischen und sozialen Entwicklungen sowie ihre nationalen und internationalen Konflikte und „damit auf jene vielschichtigen Wandlungsprozesse, die das 19. Jahrhundert beendeten und das 20. einleiteten und belasteten“ (Grupe, 2001, S. 59).²⁸ Auf Grund der Probleme und Widersprüchlichkeiten der modernen Welt musste für Coubertin der von ihm angestrebte Sport über den englischen Sport hinausgehen und nicht wie dieser fast ausschließlich auf Nützlichkeit und Vergnügen ausgerichtet sein. Die neue Form des Sports sollte „sowohl an den aus ihm selbst erwachsenen Grundsätzen, also denen der Fairness, der Leistungssteigerung und des Internationalismus als auch an allgemeinen ethischen Grundsätzen orientiert sein“ (Grupe, 2001, S. 60).

6.3.1 Grundsätze der Olympischen Idee

Fünf Grundprinzipien bestimmen das gedankliche Grundmuster der Coubertinschen Auffassung von olympischem Sport:

²⁸ Man muss sich immer vor Augen halten, welche Veränderungen im Lebens- und Denkstils der westlichen Welt durch die erste und die zweite industrielle Revolution entstand.

6.3.1.1 Prinzip der Leib-Seele-Einheit

Die Olympische Idee beruht auf der Harmonie des Menschen (Grupe, 2001, S. 60). Der Sport ist weder nur als ein Mittel der Körpererziehung noch als ein Mittel der Erziehung durch den Körper zu verstehen sondern als ein Erziehungsmittel des Menschen in seiner Gesamtheit (Schantz, 1996, S. 79). Der Sport lässt sich nicht nur auf den Körper einengen, er soll in eine umfassende Erziehung eingebunden werden. Olympische Erziehung bedeutet somit eine gleichermaßen körperliche als auch eine geistige Bildung (Müller, 2001, S. 391).

6.3.1.2 Ziel der menschlichen Selbstvollendung²⁹

Das Streben nach sportlichen Leistungen ist Arbeit an sich selbst, ein Weg zu einem besseren Selbst (Grupe, 2001, S. 61; Grupe, 2004, S. 41). Die olympische Höchstleistung und die sportliche Bestleistung auf allen anderen Ebenen ermöglichen sich selbst zu überwinden, sich nicht zu schnell zufriedenzugeben und somit ein Vorbild für andere zu sein (Müller, 2001, S. 392). Der Sport wurde von Pierre de Coubertin als Mittel und Modell einer Erziehung zum Frieden betrachtet; „ein Frieden, der auf dem friedlichen Wettkampf ganzheitlich gebildeter Menschen beruht“ (Grupe & Krüger, 1997, S. 60). Das Verlangen des Einzelnen nach dem Sieg im olympischen Wettstreit ist dabei der Ausdruck des Strebens nach Vervollkommen (Grupe & Krüger, 1997, S. 60).

6.3.1.3 Ideal des Amateurismus

Dieses Ideal versteht sich als Selbstdisziplin. Der Amateurismus soll einerseits die Athlet(inn)en davor schützen, in einen „Zirkusgladiator“ (Coubertin; zit.n. Grupe, 2001, S. 61) verwandelt zu werden, andererseits geht es dabei um den Schutz des Sports vor der Kommerzialisierung, dem Einfluss der Wirtschaft und der Medien (Müller, 2001, S. 393). Heutzutage existiert dieses Ideal kaum noch; vor allem in den technisch höher entwickelten Ländern wurde der Amateurismus durch den Berufssport abgelöst; doch pädagogisch bleibt dieses Ideal wertvoll (Müller, 2001, S. 393).

6.3.1.4 Bindung des Sports an (ethische) Regeln

Dabei geht es vor allem um die Fairness, also die Beachtung geschriebener und ungeschriebener sportlicher Regeln und der Verzicht auf unberechtigte Vorteile und materiellen Gewinn. Nur wenn die Regeln und das Prinzip der Gleichheit eingehalten werden, ist ein sinnvolles Sporttreiben möglich. Hinter der olympischen Pädagogik

²⁹ Nach Grupe (2001, S. 60f.) würden wir heute statt Selbstvollendung den Ausdruck Selbstgestaltung verwenden.

verbirgt sich die Annahme, dass man faires Handeln nicht durch theoretisches Belehren erlernt sondern in Situationen, die faires Verhalten erfordern und es auf die Probe stellt (Grupe, 2001, S. 61). Fairness als Eigenschaft erwirbt man nur dann, wenn sie sich in eigenen Handlungen, Erlebnissen und Erfahrungen verankert. Dies zu erlangen war nach Coubertin nur im wettkampf- und leistungsorientierten Sport möglich, also dort wo alle Beteiligten ein gemeinsames Ziel anstreben, das jedoch nur eine Person oder eine Mannschaft erreichen kann (Grupe, 2001, S. 61).

6.3.1.5 Grundsatz der Friedensidee des Sports

Die Friedensidee ist ein zentraler Bestandteil der Olympischen Idee. Er handelt von „der Notwendigkeit des Friedens zwischen Menschen und Völkern“ (Grupe, 2001, S. 61). Obwohl öfters die Meinung auftritt, der Friedensgedanke stehe in einem Gegensatz zum sportlichen Leistungs- und Wettkampfprinzip, sieht Coubertin dies umgekehrt: „Das Leistungs- und Wettkampfprinzip steht für ihn im Dienst dieser Friedensidee“ (Grupe, 2001, S. 62). Ziel ist es aufzuzeigen, wie Sport Menschen unterschiedlicher Rasse, Herkunft und Religion zu einem gewaltfreien Miteinander zusammenführen kann.

6.3.2 Drei olympische Botschaften

Diese beschriebenen fünf Grundsätze können in Form von drei Botschaften des Sports betrachtet werden, die zur Begründung der olympischen Pädagogik und der Olympischen Spiele dienen.

6.3.2.1 Die erste Botschaft

beinhaltet das „leistungsorientierte und kompetitive Prinzip des olympischen Sports“ (Grupe, 1996, S. 35). Es bezieht sich auf das pädagogische Motiv der Selbstvollendung, auf das faire, in Maßen gehaltene Streben nach Leistung und Können. Sportliches Leisten muss von einer fairen Einstellung geleitet sein, die die Achtung der Gegnerin und des Gegners, die Chancengleichheit, den Verzicht auf unerlaubte Mittel wie z.B. Medikamente, Doping, Unfairness und Gewalt gewährleistet (Grupe, 1996, S. 35). Auch wenn das in der heutigen Gesellschaft, die von Erfolg, Unterhaltung und Spannung geprägt ist, nur schwer vermittelbar ist, muss an ihr festgehalten werden, um die Olympische Idee zu erhalten.

6.3.2.2 Die zweite Botschaft

bezieht sich auf die Erhaltung der sportlichen Vielfalt. Nicht nur der olympische Leistungssport ist pädagogisch-erzieherisch wertvoll sondern „jedes Streben nach höherer Leistung, nach Verbesserung des eigenen Könnens, das Bemühen um faires Verhalten und Solidarität“ (Grupe, 1996, S. 36). In der heutigen Welt, die einerseits immer globaler wird andererseits auch ihre kulturelle Vielfalt erhalten muss, kann der olympische Sport helfen, „kulturelle Unterschiede nicht nur zu akzeptieren, sondern sie ausdrücklich als Bereicherung zu empfinden und in aktiver Toleranz und ‚gegenseitigem Respekt‘, (...), zu pflegen“ (Grupe, 1996, S. 36).

6.3.2.3 Die dritte Botschaft

enthält „die Idee des Friedens, der Friedlichkeit und der gegenseitigen Verständigung“ (Grupe, 1996, S. 37). Es gilt in einer globalisierten Welt, wie wir sie heute vorfinden, die „modernen Werte des Friedens, der Toleranz, der Verständigung, des Universalismus und der Internationalität“ besonders zu stärken (Grupe, 1996, S. 37). Dazu kann die Olympische Bewegung einen Beitrag leisten. Im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen und kulturellen Bereichen, bietet der Sport durch seine Sprache, Symbole und Regeln eine Grundlage, die weltweit verstanden wird. Der olympische Sport kann Frieden zwischen Menschen stiften, ohne gegen nationale, politische und weltanschauliche Differenzen und gegen die Diskriminierung von Religion, Rasse und Geschlecht vorgehen zu müssen. Somit sollte der olympische Sport eine Vision friedlichen Miteinanders sein. Doch es ist festzuhalten, dass der olympische Sport nur beschränkte Möglichkeiten bietet (Grupe, 1996, S. 37).

6.4 Friedenswirkungen der Olympischen Bewegung

Die Olympischen Spiele sind das bedeutendste Sportereignis der Welt. Pierre de Coubertin versuchte humanistische und erzieherische Ideale zu vermitteln: „Leistung, Fairness, Internationalität und Solidarität; genauer: Eine harmonische Ausbildung des Menschen, Selbstvollendung, Bindung der jugendlichen Sportler und des Sports an ethische Regeln und Grundsätze, sowie die Friedensidee durch den Sport“ (Maier, 2000, S. 68).

„Nicht der olympische Wettkampf oder gar der olympische Sieg ist die Grundidee der Olympischen Spiele, sondern der *Olympische Friede*, der erst den Sieg und die Niederlage vereint und versöhnt: Weil sie beide zum Frieden, dieser höchsten politischen Leistung des Menschen, beigetragen haben, kann sich der Sieger uneingeschränkt freuen, braucht sich der Verlierer nicht zu schämen“ (Schelsky, 1973, S. 7, Hervorheb. im Orig.).

Natürlich entspricht dieses Ideal nicht der Realität. Schelsky (1973, S. 10) vertritt jedoch die Ansicht, dass es nicht um den „totalen Weltfrieden“ sondern um eine partielle Friedensstiftung geht (Schelsky, 1973, S. 44). Die Olympischen Spiele verfügen nur über begrenzte Möglichkeiten um zur internationalen Verständigung beizutragen.

Auch Coubertin war sich dessen durchaus bewusst. Coubertins Vorstellung, durch internationale Wettkämpfe zum Frieden zu gelangen, ist sehr idealistisch (Nigmann, 1996, S. 71). Denn blickt man auf die Geschichte der Olympischen Spiele zurück, wird man feststellen, dass politische Ereignisse bzw. Kriege nicht durch sportliche Wettkämpfe verhindert werden konnten (Nigmann, 1996, S. 71). Der Glaube an die völkerverbindende Kraft des internationalen Sports wurde immer wieder durch gegenteilige Erfahrungen widerlegt. Politisch motivierte Boykotts und Boykottdrohungen sowie nationalistische Wertungen haben das Gegenteil bewiesen.

Hinter der Olympischen Idee stehen nicht nur olympisch-pädagogische sondern auch politische, wirtschaftliche und mediale Interessen. Diese Tatsache betrifft aber nicht nur den olympischen Sport sondern den Spitzensport im Allgemeinen. Für Rösch (1980, S. 101) ist „Frieden im umfassenden Sinne durch den Sport und vorweg durch den internationalen Sport allein nicht machbar“. Auf diesem Gebiet darf man keine hohe Erwartung stellen. Was die Politik nicht zu Stande bringt, kann man nicht vom Sport erwarten (Rösch, 1980, S. 101).

Frieden entsteht nicht durch die Olympischen Spiele, sondern sie sind selbst ein Produkt des Friedens und abhängig von den politischen Gegebenheiten (Nigmann, 1996, S. 71).

Teilweise hat der olympische Sport Denkanstöße gegeben, mag Zeichen gesetzt haben oder wurde politisch gebraucht, um Dinge zu verändern, aber aus eigener Kraft hat er dies nicht geschafft. Trotzdem werden dem Sport je nach Weltanschauung und Interessenlagen nicht zu bewältigende Aufgaben zugeschrieben.

Natürlich darf nicht außeracht gelassen werden, dass jede Bemühung für den Frieden zu kämpfen, ihre Wertberechtigung hat. Zwar mag Coubertins Vorstellung nur einen kleinen Beitrag leisten, aber er muss als Teil einer größeren, umfassenden Friedensarbeit gesehen werden (Nigmann, 1996, S. 72).

Olympische Spiele sind eine Inszenierung. Diese wirkt der alltäglich routinierten Normalität entgegen, deshalb bieten sie wichtige Möglichkeiten der symbolischen Demonstration und somit der Verbreitung und stetigen Verankerung von humanen, die Menschen verbindenden und bewegenden Zielen (Güldenpfennig, 1989, S. 206).

Heutzutage ist es notwendig, die Verständigung zwischen Völkern und Staaten zu fördern und zu stärken. Zum ersten Mal in der Geschichte stehen Menschen in unmittelbarem

physischem Kontakt miteinander, doch geistig-intellektuell sind sie teilweise noch weit voneinander entfernt (Güldenpfennig, 1989, S. 232).

Genau genommen kann bei den Olympischen Spielen nur von einer Völkerverständigung im Kleinen gesprochen werden. Denn nicht die Völker lernen sich kennen sondern höchstens ihre Vertretergruppen (Lenk, 1964, S. 127f.). Den Sportlerinnen und Sportlern wird eine große Bürde auferlegt, denn sie haben eine doppelte Botschafterfunktion; erstens vertreten sie ihr Land und zweitens repräsentieren sie eine friedliche Welt (Lenk, 1964, S. 134f.).

6.5 Die Verwirklichung des Olympischen Friedens

Wie im vorhergehenden Kapitel schon erwähnt, gibt es in der Geschichte der modernen Olympischen Bewegung kein Indiz dafür, dass sie je einen Krieg unterbrochen, beendet oder gar verhindert hätte. Ganz im Gegenteil, durch Kriege kam es immer wieder zu einer Beeinträchtigung der Olympischen Spiele. Selbst die Mindestforderung Schelsky (1973) ein „Friede auf Zeit“, oder ein Burgfrieden wie es sich Coubertin (1966, S. 152) vorgestellt hatte, konnte nicht immer verwirklicht werden.

Laut Höfer (1994, S. 295) sollte die Formel lauten „Nicht Frieden bei Olympischen Spielen, sondern durch Olympische Spiele“. Wenn die Olympische Bewegung zu einer besseren und friedlicheren Welt beitragen möchte, dann muss sie ein solches Modell auch gestalten und leben. „Der geregelte und gewaltfreie Wettstreit von Individuen, Mannschaften und Nationen soll die Funktionsfähigkeit einer friedlichen Koexistenz der Völker belegen und die Menschen, insbesondere die politischen Funktionsträger in aller Welt auffordern, die Realität entsprechend zu gestalten“ (Höfer, 1994, S. 295).

Für Lenk (1981, S. 21; zit.n. Höfer, 1994, S. 296) will und kann die Olympische Bewegung keinen unmittelbaren friedenspolitischen Auftrag erfüllen, sondern höchstens indirekt auf symbolischer Ebene wirken.

Das Fehlen einer klar verständlichen Definition des Olympischen Friedensgedanken scheint die Ursache dafür zu sein, dass die Diskussion über dieses Thema zu keinem Ergebnis kommt. Aufgabe des IOC muss es sein, konkrete Ziele zu formulieren, Konzepte und Strategien zu erarbeiten und die Einrichtungen der Olympischen Bewegung festzulegen. Aber vor allem ist es von größter Bedeutung, dass der Olympische Friedensgedanke vertreten wird. Alle Sportler/innen, die an den Olympischen Spielen teilnehmen, müssen am Geist des Sports festhalten. Zwar sind Olympische Spiele eine Plattform für Höchstleistungen, doch zu den Olympischen Spielen gehört auch die ideelle Gemeinsamkeit der Olympioniken, um den ursprünglichen Charakter der Spiele zu

wahren (Weiler, 1996, S. 79). Somit sind die Olympioniken als Vorbilder herausgefordert.³⁰

Ohne die Athlet(inn)en wären die Olympischen Spiele gar nicht möglich. „Die Teilnehmer an den Olympischen Spiele sind also nicht nur die unverzichtbaren Akteure, sondern auch die entscheidenden Träger des olympischen Friedensgedankens“ (Höfer, 1994, S. 297). Es ist von immenser Wichtigkeit, dass sich die Teilnehmer/innen dessen bewusst sind. Doch ist dies leider nicht immer der Fall. Deshalb sind vor allem das IOC und die NOKs gefragt, hier verstärkt und vor allem gezielter Zugang zu den Vertreterinnen und Vertretern des Hochleistungssports zu suchen. Das gesamte Umfeld der Athlet(inn)en, sprich Trainer/innen, Betreuer/innen Sportpädagog(inn)en, Ärztinnen und Ärzte, Funktionärinnen und Funktionäre, etc., muss hier besser zusammenspielen. Es ist wichtig, dass den Sportlerinnen und Sportlern ihre verantwortungsvolle Rolle bewusst wird. Dies soll sie letztlich zu fairen, regelgerechten und friedlichen Handeln beflügeln.

Auch das Leistungs- und Konkurrenzprinzip ist für die Friedensidee von großer Bedeutung. Es besitzt eine doppelte Funktion: Auf der einen Seite bietet es sportlichen Wettkämpfen die Möglichkeit, Konflikte in einer friedlichen Form zu lösen auf der anderen Seite bleibt eine spannende Handlung die Voraussetzung, um Millionen von Menschen zu begeistern.

Allerdings ist man auf die Unterstützung Außenstehender angewiesen. Die modernen Massenmedien sind hier angesprochen; nur mit deren Hilfe kann eine weltweite Verbreitung und Wirkung der Olympischen Idee und somit des Olympischen Friedensgedanken erreicht werden.

„Die Olympische Idee darf also weder einem blinden Zukunftsoptimismus noch einem kleingläubigen Fatalismus verfallen, sondern sie muß progressiv sein“ (Daume, 1990, S. 275; zit.n. Höfer, 1994, S. 300).

Die Friedensidee muss noch mehr in den Vordergrund gestellt werden. Ein stärkerer Einsatz für Fair Play und Chancengleichheit sowie das Verbot von Diskriminierung jeglicher Art sind Beispiele einer guten Friedenspolitik. Dieses Kapitel möchte die Autorin mit den Worten Schelskys (1973, S. 79), welche nach wie vor Berechtigung finden, abschließen: „Die Spiele müssen weitergehen! Um des Friedens willen.“

³⁰ Die Spitzensportler/innen im Allgemeinen haben ebenso eine Vorbildwirkung.

7 Missbrauch von Sport

Der Sport ist ein Phänomen unserer Gesellschaft, das leider nicht nur zahlreiche positive Effekte, sondern auch sehr problematische Aspekte aufweist. Diese negativen Erscheinungen reichen von der psychologischen über die soziologische bis hin zur biologischen Ebene. Da sich die vorliegende Arbeit auf den Friedensgedanken im Sport bezieht, werden nur die Aspekte erwähnt, die einen ungünstigen Effekt auf die Friedensidee im Sport haben.

Die Ansprüche, die einige Befürworter dem Sport als friedensfördernder Vermittler beimessen, stehen im Gegensatz zu den negativen Eigenschaften, die der Sport in sich birgt. Solche negativen Begleiterscheinungen, welche die friedensstiftende Funktion des Sports beeinträchtigen, sind beispielsweise Gewalt von Sportlerinnen und Sportlern, aggressives Verhalten von Zuschauerinnen und Zuschauern, rücksichtsloses Erfolgsdenken, sportliches Wettrüsten sowie der Missbrauch von Sport und Sportveranstaltungen für politische Zwecke.

7.1 Sport und Gewalt

So, wie man dem Sport nachsagt, er kanalisieren Aggression, liefert er auch Vorbilder von Gewalt und Aggressivität. Es besteht die unübersehbare Tatsache, dass im Sport aggressives Verhalten, Brutalität und Gewalt sowohl bei Aktiven als auch Zuschauer/innen auftreten können (Schulz & Allmer, 1989, S. 5). Die wachsende Erfolgsmentalität, welche das Siegen um jeden Preis zunehmend über das Fairnessgebot stellt, verursacht nach Pilz (1982a, S. 12) ein merkliches Anwachsen von Aggression und Gewalt im sportlichen Wettkampf. Vor allem im Hochleistungssport, wo es vorwiegend um Leistung, Erfolg und Rekord geht, kommt es zu Sportler- und Zuschauergewalt (Pilz, 1982b, S. 42).

Die Bereitschaft, Gewalt als Instrument zur Zielerreichung einzusetzen, ist sowohl in unteren Bereichen des Sports als auch im Hochleistungssport möglich. Je wichtiger der kompetitive Charakter der sportlichen Betätigung bewertet wird, desto wahrscheinlicher sind gewalttätige Aktionen (Valkanover, 1995, S. 9).

Im Sport ergeben sich zwei unterschiedliche Sichtweisen: Auf der einen Seite wird im Sport aggressives Verhalten geradezu gefordert; „In der Sportberichterstattung wird geradeaus kritisiert, wenn sich die Spieler/innen einer Mannschaft nicht aggressiv genug verhalten, gelegentlich werden gar ‚Killertypen‘ heroisiert - innerhalb sportiver Regeln selbstverständlich“ (Heck & Schurig, 1991, S. 9). Auf der anderen Seite wird „im Sport ein Handlungs- und Erfahrungsfeld gesehen, das sich hervorragend dafür eignet zu lernen,

mit Aggressionen in einer kontrollierten und menschenwürdigen Art und Weise umzugehen“ (Günzel, 1999, S. 328).

7.1.1 Sport als Ersatz-Krieg

Einige vertreten die Ansicht, dass der Sport die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sei (Schelsky, 1973, S. 53). Durch Sport würden Chauvinismus und nationalistische Einstellungen gegenüber anderen gefördert werden und somit zu einem „Ersatzkrieg“ führen (Küng, 2005, S. 7). Auch Büsch (1985, S. 197) erkennt bei sportlichen Ereignissen und sportlichen Handeln Szenen, die mit einem „Kriegszustand“ vergleichbar sind. Dies ist direkt erkennbar anhand von aggressiven Ausschreitungen, die durch sportliche Veranstaltungen hervorgerufen werden, aber auch indirekt durch die Kommerzialisierung, Technisierung, Politisierung und Medialisierung des Sports. „Sportliche Wirklichkeit ist weder nur Ideales noch nur Verwerfliches, sie enthält beide Momente in sich“ (Büsch, 1985, S. 197).

„Sport ist in seinen wesentlichen Zügen selbst symbolisch ausgetragener Streit“ (Dietrich, 1983, S. 18). Im sportlichen Wettkampf geht es wie im Krieg um Überbietung der Gegnerin und des Gegners, mit dem Ziel sie/ihn zu besiegen. Aber nicht nur im sportlichen Wettkampf sondern auch in seiner Vorbereitung gleicht er für Dietrich (1983, S. 18) dem Krieg.

Girtler (1993, S. 229-245) stellt in seinem Beitrag - „Die wilden Stämme der Fußballfans“ - einen Vergleich von Fußballfans mit Stammeskriegen³¹ auf. Girtler (1993, S. 229) empfindet eine große Ähnlichkeit zwischen den Aktionen der Fußballfans während eines Spiels und dem kriegerischen Verhalten von Stämmen. „Die kriegerisch anmutenden Auseinandersetzungen der Fußballfans haben ähnlich wie Stammeskriege einen verstärkt rituellen Charakter mit spezifischen Symbolen und Zeremonien, durch die die eigene Mannschaft verherrlicht und die Gegner degradiert werden soll“ (Girtler, 1993, S. 230).

Fußball ist nicht die einzige Sportart, die eine enorme Faszination auf die Zuschauer/innen ausübt, jedoch ist er einer der Sportarten bei der eine ungeheuerlich große Fan-Gemeinde entstand, innerhalb der sich leider auch bekämpfende Gruppen formierten. Der Unterschied von Fußball zu anderen Sportarten liegt darin, dass er seine Anhänger/innen dazu ermutigt, sich rituell und kriegerisch zu begegnen. Diese Art von Fans treten laut Girtler (1993, S. 231) nur bei Sportarten auf, die extrem spannend sind

³¹ Stammeskriege sind rituelle Kämpfe und können ziemlich grausam und brutal ablaufen. Im Gegensatz dazu geht es bei Kriegen durch Horden um persönliche Feindschaften. Die Kriege zwischen Staaten sind „bewaffnete staatliche Aggressionen hochorgansierte Tätigkeiten“ (Girtler, 1993, S. 229f.).

und bei denen die Mannschaften nach bestimmten Regeln versuchen, die Gegner/innen zu besiegen.

Die Fußballmannschaft selbst wirkt wie eine Armee, die in den Krieg zieht. Es gibt eine Aufstellung, die Spieler/innen folgen einem bestimmten Spielplan und strategisch durchdachten Spielzügen. Auf Grund seiner kämpferischen Spielzüge und der relativ leichten Verständlichkeit, zieht dieser Mannschaftssport viele in seinen Bann. Die Spieler/innen werden verherrlicht und nehmen den Status von Halbgöttinnen und Halbgöttern ein, mit denen sich die Fans identifizieren. Gemeinsame Symbole wie Fahnen, Schals oder Mützen sollen die Fans verbinden und das Gemeinschaftsgefühl stärken. Ebenso werden Schlachtgesänge eingesetzt, um die eigene Mannschaft zu stärken und die gegnerische Mannschaft zu schwächen.³² Nicht selten wird der Kampf nach dem Spiel weitergeführt, und die damit verbundene Degradierung der Gegnerinnen und des Gegners entwickelt ebenfalls ein sehr starkes Gemeinschaftsgefühl.

„Fußballfans haben, (...), viel mit Stammeskriegen zu tun. Der Stamm gibt das Gefühl der Gemeinschaft, er entwickelt Symbole und ein charakteristisches Geheul, durch welches den eigenen Kriegern Mut gemacht und der Gegner in Angst und Schrecken versetzt werden soll“ (Girtler, 1993, S. 243).

7.1.2 Zuschauergewalt

„Das soziale Phänomen aggressiver Bereitschaften von Sportzuschauern ist eine der negativen Begleiterscheinungen des modernen Sports“ (Weiß, 1999, S. 187). Moderne Sportveranstaltungen mit Massenpublikum sind häufig begleitet von gewaltsamen Ausschreitungen und Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Fan-Gruppen.³³ Vor allem im professionellen Fußballsport, der laut Gabler, Schulz und Weber (1982, S. 23) besonders in Europa zu den populärsten Zuschauersportarten zählt, lässt sich die Aggressionsproblematik des passiven Sports sehr gut erkennen (Weiß, 1999, S. 187).

Anfangs waren die Ausschreitungen der Fans und Rowdies dazu da, die eigene Mannschaft zu unterstützen. Doch mittlerweile hat dieses Verhalten eine Eigendynamik entwickelt; die Ausschreitungen wurden zum Selbstzweck und dienen als kurzweilige Unterhaltung (Weis, 1993, S. 196).

³² Weis (1993, S. 199-203) gibt in seinem Beitrag „Identitätssuche und Ausschreitung von Fan-Gruppen“ einige übliche Schlachtgesänge vom Jahresende 1979 wieder.

³³ Zuschaueraggressionen stellen ein komplexes Phänomen dar. Sie beruhen auf einer Vielzahl von Bedingungen, die sich ihrerseits wechselseitig beeinflussen (Pilz et al., 1982, S. 15). Bedingungen der Ausschreitungen können sowohl in der aggressiv handelnden Person liegen als auch der Umwelt zugeordnet werden.

Ein Ziel der Fanggruppen ist es den/die Gegner/in bewusst zu ärgern oder zu provozieren (Weis, 1993, S. 201).

Die Anhänger/innen identifizieren sich mit dem eigenen Verein oder der eigenen Mannschaft. Oft hört man auch - WIR haben gewonnen und gut gespielt bzw. WIR haben verloren (Weis, 1993, S. 209). Kommt es zu „unfairen“ Attacken gegen die eigene Mannschaft oder Benachteiligung durch die Schiedsrichter/innen, wird dies als Angriff auf die eigene Person gesehen (Prokop, 1992, S. 56). Oft entwickeln die aufgeschaukelten Emotionen eine Eigendynamik und stehen dann nicht mehr in einem Zusammenhang mit dem Sportgeschehen (Prokop, 1992, S. 57). Die Aggressionen richten sich somit nicht mehr nur gegen die gegnerische Mannschaft oder gegen den/die Schiedsrichter/in, sondern auch gegen andere Zuschauer/innen. Damit werden Nationalismus und Chauvinismus hervorgerufen und gehegt, wo sie völlig Fehl am Platz sind.

Betrachtet man die Aggressionen von Sportzuschauerinnen und -zuschauern aus einem soziologischen Blickwinkel, ergibt sich Folgendes: „Menschliches Handeln ist nicht bloß triebgesteuertes Agieren und Reagieren, das geradlinig aus natürlichen Antrieben abgeleitet werden kann und auch kein Handeln an sich, sondern ein Handeln immer zugleich für mich und für andere“ (Weiß, 1999, S. 192). Der Mensch versucht sein Selbstbewusstsein über den Erfolg der Mannschaft zu festigen und seine Identität zu finden, indem er soziale Bestätigung erfährt. Ist dies nicht der Fall, kommt es zu einer Schädigung des Selbstbewusstseins, das sich meist als Aggression auswirken kann (Weiß, 1999, S. 192). Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ergibt sich für Weiß (1999, S. 192) die Aggression von Sportzuschauerinnen und -zuschauern nicht als natürliches sondern als soziales Phänomen. Das aggressive Verhalten von Sportfans, insbesondere jugendlicher Sportfans, weist auf ein mangelndes Selbstbewusstsein hin, das aus zu wenig Beachtung und fehlender Anerkennung in Familie, Freundeskreis, Schule usw. resultiert. Laut Weiß (1999, S. 195) versucht man durch aggressives Handeln Anerkennung zu erhalten und das Selbstwertgefühl zu steigern. Die Fans erleben in der Gruppe ein Machtgefühl, das sie dazu ermutigt, Dinge zu tun, die sie in ihrem alltäglichen Leben nie machen würden (Weis, 1993, S. 209). Die Fans erlangen „durch das Rowdytum Identität und Machtgefühl zum Ausgleich ihrer gesellschaftlich sonst weniger anerkannten Position“ (Weis, 1993, S. 225).

7.1.2.1 Ursachen der Zuschauergewalt

Pilz (1983, S. 40) unterscheidet zwischen *sportspezifischen* und *gesellschaftlichen* Ursachenkomplexen gewalttätiger Ausschreitungen von Zuschauerinnen und Zuschauern im Fußball.

a.) Sportspezifische Ursachen

stehen in einem direkten Zusammenhang mit dem sportlichen Geschehen. Dieses Phänomen kommt besonders dann zum Vorschein, wenn sich die Zuschauer/innen sehr stark mit der Mannschaft identifizieren. Bei dieser Identifikation wird das Selbstwertgefühl der Fans über Erfolge ihrer Mannschaft gesteigert. Es besteht ein direkter Zusammenhang mit dem Geschehen am Spielfeld und dem Verhalten der Zuschauer/innen (Pilz, 1983, S. 40). „Je mehr auf dem Spiel steht, je bedeutender das sportliche Ereignis, desto höher das damit verbundene Gewaltpotential“ (Pilz, 1983, S. 41).

Auch die Medien tragen oft einen Teil dazu bei, dass die Stimmung noch mehr angeheizt wird. Durch die Dramatisierung der sportlichen Ereignisse in der Sportberichterstattung werden Zuschaueraggressionen verstärkt (Pilz et al., 1982, S. 21). Durch die Medien werden ebenso internationale Freundschaftsspiele als auch Wettkämpfe zwischen zwei „Erzfeinden“ kompromisslos dokumentiert und gerne mal hochstilisiert.

Auch ein feindliches Verhalten der Sportler/innen oder eine unfriedliche Konfliktlösungsstrategie im Spiel, kann sehr leicht auf die Zuschauer/innen überschwapen und in Gewaltakte enden (Pilz, 1983, S. 42).

b.) Gesellschaftliche Ursachen

stehen in einem direkten Zusammenhang mit strukturellen Problemen der jeweiligen Gesellschaft. Diese Annahme basiert auf gesellschaftlichen Konflikten, wie u.a. der Jugendarbeitslosigkeit, familiärer Probleme, gesellschaftlicher Isolation. Ein Großteil der Rowdies sind Jugendliche ohne Perspektive, die versuchen, dem tristen Alltag zu entinnen, indem sie Spannung in ihrem Verhalten suchen. Sie wollen aktiv Einfluss auf ihr Umfeld nehmen und darin bestätigt werden (Pilz, 1983, S. 43).

Für Pilz (1983, S. 43) resultiert die Gewalttätigkeit der jugendlichen Fußballfans als Reaktion auf strukturelle Gewalt. Man kann auch die Behauptung aufstellen, dass diese Jugendlichen oft aus einem sozialen Umfeld stammen, in dem Gewalt nichts Außergewöhnliches ist. „Zu einem bestimmten Grade kann entsprechend das gewalttätige Handeln dieser Jugendlichen als ein ihren subkulturellen, ästhetischen Werten angemessenes Verhalten angesehen und interpretiert werden“ (Pilz, 1983, S. 43).

7.1.3 Sportlergewalt

Wie bereits erwähnt, wird nicht nur durch die Zuschauer/innen Brutalität und Gewalt in den Sport getragen, sondern auch die aktiven Sportler/innen sorgen für moralische Bedenklichkeiten bzw. aggressives Verhalten (Schulz & Allmer, 1989, S. 5).

Vor allem im Leistungssport wird der Mensch immer wieder aktiv und passiv in Grenzsituationen gebracht. Oft enden die freiwerdenden Emotionen in aggressivem Verhalten, das sich nicht nur gegen den/die Gegner/in, sondern in extremen Fällen auch gegen die eigene Person richtet (Prokop, 1993, S. 187). Das Siegen um jeden Preis kann zu grenzwertigen und brutalen Situationen führen. Begriffe wie Fair Play und Fairness treten in den Hintergrund.

7.1.3.1 Expressive und instrumentelle Gewalt

Pilz (1982b, S. 37) unterscheidet zwischen der *expressiven* und der *instrumentellen* Gewalt.

a.) Expressive Gewalt

Mit expressiver Gewalt sind „gewalttätige Handlungen, die ohne Belastungen des sozialen Verhaltensstandards der jeweiligen Gesellschaft, Schicht oder Sportart bewegen, die lustbetont ausgeführt und lustvoll erlebt werden“, gemeint (Pilz, 1982b, S. 37).

Trotz all der Kritik bezüglich Gewalt im Sport kann man aber feststellen, dass körperliche Gewalt immer mehr unter Kontrolle gebracht wurde. Die Veränderungen der Sportarten und die Festlegung eines sportartspezifischen Regelwerks haben zum Rückgang körperlicher Gewalt geführt (Pilz, 1982b, S. 38). Im Vergleich zu heute waren die Formen des Sports früher weitaus weniger organisiert, weniger differenziert, um vieles härter und brutaler und erlaubten ein höheres Maß an körperlicher Gewalt (Elias, 1983, S. 16). Es besteht eine enge Verflechtung zwischen dem Ausmaß sowie der Form körperlicher Gewalt und dem Wandlungsprozess gesellschaftlicher Strukturen.

Doch Pilz (1982b, S. 40) hebt auch hervor, dass der Rückgang der expressiven Gewalt je nach Gesellschaft, sozialer Schicht und Sportart unterschiedlich stark ausgeprägt ist. So ist in Sportarten wie Boxen, Eishockey oder Handball die Dämpfung körperlicher Gewalt weniger voran geschritten als im Vergleich zu Basketball (Pilz, 1982b, S. 40).

b.) Instrumentelle Gewalt

Diese Form von Gewalt versteht weniger ein „lustbetontes Ausagieren gewalttätiger Bedürfnisse“, sondern meint „kalkulierte, geplante, rational eingesetzte, die

gesellschaftlichen und sportartspezifischen Gewaltstandards überschreitende Handlungen im Interesse eines übergeordneten Ziels“ (Pilz, 1982b, S. 37).

Die Anwendung von instrumenteller Gewalt geht mit der zunehmenden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Bedeutung des sportlichen Erfolges einher (Weiß, 2006, S. 93). Mit den steigenden Anforderungen rückt die Einhaltung der Regeln und die Achtung der Fairness immer mehr in den Hintergrund, und Aggression und Gewalt nehmen im sportlichen Wettkampf zu (Pilz, 1982b, S. 42).

In vielen Sportarten werden versteckte und strategische Fouls oder auch das bewusste Täuschen der Schiedsrichterin und des Schiedsrichters oft schon von Jugend an sozusagen als “Normalverhalten“ erlernt und verinnerlicht (Pilz et al., 1982, S. 13).

Ganz offensichtlich werden mit zunehmendem Erfolgsdruck die ethischen Grundprinzipien des Sports durch eine Erfolgsmoral überlagert, die die Bereitschaft zum Foulspiel als festen Bestandteil des Spiels legitimiert. Manche Regeln laden mehr oder weniger direkt ein, ein Foul zu spielen, da die vorgesehene Sanktion nicht sehr schwerwiegend ist. Taktische Fouls werden zu einem legitimen Mittel, auf Anweisung der Trainer/innen gefordert und von den Zuschauerinnen und den Zuschauern erwartet. Der Zweck heiligt die Mittel - ein fairer Sport ist, wie es scheint, kein erstrebenswertes Ziel mehr!

Das Erfolgsdenken im Spitzensport sowie das Siegen um jeden Preis verursacht nach Weiß (2006, S. 93), dass instrumentelle Gewalt toleriert und das Foulspiel zu einem Kavaliersdelikt wird.

Sport wird als Abbild der jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen gesehen. Wir leben in einer Leistungs-, Erfolgs-, und Konkurrenzgesellschaft. Sport, vor allem der Hochleistungssport, orientiert sich am konkurrenzorientierten Gesellschaftssystem. Heute geht es im Sport vorwiegend um die absolute Leistung, den Erfolg und den Rekord (Maier, 2000, S. 34). Dort wo das Siegen um jeden Preis angestrebt wird und sportliche Erfolge sozial, wirtschaftlich und politisch eine immer größere Rolle spielen, fällt es dem Sport schwer, für Fair Play, Friedfertigkeit, friedliche Konfliktaustragung und Gewaltlosigkeit einzustehen (Pilz, 1983, S. 35).

Trotz dieser negativen Erscheinung des Sports ist hervorzuheben, dass dieser auf ein „allgemein gültiges Regelwerk, auf international akzeptierte und abgestimmte Regeln“ basiert (Pilz, 1983, S. 34), die es ermöglichen, dass Sportler/innen unterschiedlichster Rasse, Nation, politischer Systeme und Kulturen gemeinsam einen friedvollen Wettkampf bestreiten können (Pilz, 1983, S. 34).

Obwohl der Sport immer wieder mit Gewalt konfrontiert ist, bietet er gleichwohl durch die angestrebte spielerische Auseinandersetzung eine Möglichkeit im Umgang mit Gewalt (Valkanover, 1995, S. 10).

7.2 Sport und Politik

Eine gängiger Satz in der sportpolitischen Sprache lautet: „Sport diene per se, schon aus sich heraus, allein dadurch, daß er die ihm immanenten Prinzipien und Werte durch praktische Ausübung zu Geltung bringe, dem Frieden und der Völkerverständigung“ (Güldenpfennig, 1989, S. 30).

Das Postulat der Friedensmission des Sports findet nicht bei jedem Beifall; dass der Sport der Völkerverständigung diene, wird immer wieder in Frage gestellt. Im Gegenteil, es wird sogar behauptet, der Sport fördere Nationalismus und Chauvinismus, da sportlicher Erfolg mit nationaler Symbolik und Identifikation in Verbindung gebracht wird (Güldenpfennig, 1989, S. 30). Außerdem zeigt die Vergangenheit, dass der Sport kriegerische Auseinandersetzungen nie verhindern konnte (Dierker & Pfister, 1984, S. 178). Sport weist selbst Muster des militärisch-strategischen Denkens auf. Wie schon erwähnt, hat man öfters das Gefühl es handle sich mehr um Krieg als um Sport (Güldenpfennig, 1989, S. 30).

Viele Autor(inn)en sind sich einig, Sport war nie frei von Politik und Sport ist heute von Grund auf politisch (Gieseler, 1976; zit.n. Büsch, 1985, S. 188).

Die Zweifel daran, dass Sport und Frieden etwas gemein haben, werden vor allem durch die Ereignisse der Sportgeschichte nachdrücklich bestätigt. Sport wurde immer wieder missbraucht, um politische Ziele durchzusetzen (Büsch, 1985, S. 198).

Besonders deutlich veranschaulicht der Kalte Krieg die Politisierung des Sports, denn allzu oft wurden die Konflikte der damaligen Machtblöcke bei internationalen Wettkämpfen weitergeführt.

In der Geschichte des modernen Sports finden sich viele Einzelbeispiele für die Verbindung des Sports mit alltäglicher und politisch-militärischer Gewalt (Güldenpfennig, 1989, S. 31).

„Die Geschichte des Sports bekundet nur gar zu oft, daß Einflussnahmen auf das sportliche Geschehen in erster Linie von gesellschaftlichen, parteilichen und politischen Absichten und Entscheidungen ausgehen, die sich des Sports bedienen, wenn nicht sogar bemächtigen“ (Rösch, 1980, S. 7).

Internationale Sportwettkämpfe wurden und werden noch immer zur nationalen Repräsentation verwendet (Lenk & Pilz, 1989, S. 58).

Es folgen nun ausgesuchte, vereinfacht dargestellte Beispiele aus der Geschichte. Anhand dieser Beispiele soll die Verflechtung zwischen Sport und politisch-militärischer Gewalt verdeutlicht werden.

7.2.1 Sport im alten Ägypten³⁴

Schon im alten Ägypten gibt es Überlieferung, die besagen, dass Sport und Krieg in einem Verhältnis zueinander standen. Vor allem in der Darstellung des ägyptischen Königsbildes wird diese Sichtweise verstärkt. Die Hauptaufgabe des Pharaos war die Verteidigung des Landes vor den Feinden und deren Vernichtung. Das ägyptische Königsbild war geprägt „durch den kraftvollen, starken Herrscher und unüberwindlichen Krieger“ (Decker, 1985, S. 7). Diese physische Komponente, die der Herrscher besitzen musste, wurde auch immer wieder durch einen Lauf bewiesen.

Decker (1985, S. 8) ist der Auffassung, dass dieses Bild des kriegerischen Pharaos aus einer Ideologie des ägyptischen Weltbilds entstand, aber zunächst nicht dem realen historischen Begebenheiten entsprach. Seiner Ansicht nach, war Ägypten auf Grund seiner geographischen Lage durch natürliche Grenzen geschützt. Somit war das Eindringen von Feinden in das Land sehr schwierig; daraus kann man schließen, dass die Ägypter ein friedliebendes Volk waren (Decker, 1985, S. 8). Erst nach der Eroberung, Mitte des 17. Jahrhunderts v. Chr., wurde Teile des Landes durch die Hyksos, stürzte Ägypten in eine Krise. Die Hyksos waren den Ägyptern waffentechnisch überlegen; sie besaßen Bögen und Streitwagen, Dinge die die Ägypter zu diesem Zeitpunkt noch nicht kannten. Nach dem die Ägypter nach vier Generationen die Hyksos besiegt hatten, wurde der königliche Sport entdeckt (Decker, 1985, S. 9). Als sportliche Disziplinen wurden das Bogenschießen und das Wagenfahren ausgewählt. Beide Übungen spielten für die damalige Kriegsführung eine bedeutende Rolle. Der kriegerische Ursprung des Sports der ägyptischen Könige ist nicht zu übersehen. Bogenschießen und Wagenfahren musste der adelige Krieger beherrschen.

Doch Decker (1985, S. 11) stellt auch fest, dass der politische Zweck des Sports sich im Lauf der ägyptischen Geschichte immer mehr in einen „Friedensbringer“ entwickelte. Der Sport wurde zunehmend als Kriegersatz angesehen. Der Pharao trat als Sportler auf, wenn er als Krieger handeln sollte. Die sportliche Demonstration als „Drohgebärde“ sollte den Frieden sichern (Decker, 1985, S. 13).

³⁴ Die Informationen über das ägyptische Modell des Sports entnimmt die Autorin aus Decker (1985, S. 5-16).

7.2.2 Sport in der griechischen Antike

Die klassischen antiken Wettkampfs Spiele werden oft als das große Vorbild des heutigen Sports und vor allem der modernen Olympischen Spiele dargestellt. Doch auch in der griechischen Antike bestand ein Zusammenhang zwischen Sport und Krieg.

Die Beziehung zwischen Sport und Krieg verdeutlicht Homer im 23. Gesang der Ilias:

„In einer Kampfpause des Trojanischen Krieges veranstaltet einer der Heerführer, Achilles, Wettkämpfe zu Ehren seines gefallenen Freundes Patroklos. Alle Teilnehmer sind adelige Krieger, sie kämpfen mit Waffen und Geräten des Krieges und um Preise, die aus der Kriegsbeute stammen. Wir erleben u.a. ein Rennen mit Streitwagen, Boxen, Ringen, einen blutigen Lanzenkampf, Bogenschießen und Lanzenwurf“ (Homer; zit.n. Lämmer, 1985, S. 19).

Im 6. Jahrhundert v. Chr. gab es erstmals das Gymnasium, eine Bildungseinrichtung, die der militärischen Grundausbildung diente. Neben der militärischen Ausbildung in diesen Gymnasien, nahmen die jungen Männer, damals noch ohne spezifisches Training, an Wettkämpfen teil. „Krieger und Athlet zu sein war zunächst noch kein Gegensatz: Olympiasieger zogen an der Spitze der Heere ihrer Vaterstadt gegen den Feind“ (Lämmer, 1985, S. 20). Auf Grund der wachsenden Beliebtheit wurden die militärischen Übungen verändert und verloren ihre kriegerische Ausrichtung. In den Gymnasien wurde zusätzlich eine waffenlose Grundausbildung eingeführt und die ehemaligen Waffen wurden zu Sportgeräten weiterentwickelt. Der Wettkampf rang dem Krieg die Vormachtstellung ab. Die Übungsformen lösten sich aus dem militärischen Zusammenhang und es entstand die Athletik. Das Ziel der Athleten war es, bei den Panhellenischen Spielen einen Sieg zu erlangen (Lämmer, 1985, S. 20-22).

Doch der von den militärischen Übungen abgeleitete Sport behielt seine Nähe zum Krieg. In Olympia wurde nicht gespielt sondern gekämpft und dies mit einer kompromisslosen Härte und einem weitaus höherem Maß an physischer Gewalt als es heute erlaubt ist. Diese hohe sportliche Gewaltbereitschaft, die die antiken Olympischen Spiele auszeichnete, war aber nichts Außergewöhnliches, da es der damaligen Entwicklungsphase der Kultur entsprach (Elias, 1983, S. 16; Lämmer, 1985, S. 26).

Oft wird in der Literatur der Olympische Frieden als das bedeutendste Merkmal und die größte Leistung der antiken Olympischen Spiele hervorgehoben. Auch Pierre de Coubertin (1966, S. 126) glaubte, dass für den Zeitraum, in dem Olympische Spiele ausgetragen wurden, „jeder bewaffnete Streit aufzuhören“ hatte. Doch die antiken Olympischen Spiele bewirkten keine Unterbrechung von Kriegen, keine allgemeine für das ganze Hellenische Reich geltende Waffenruhe und konnten auch keine Kriege beenden oder verhindern (Lämmer, 1985, S. 25; Höfer, 1994, S. 17).

Die Griechen selbst sprachen im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen niemals von Frieden sondern von „Ekecheiria“. Ekecheiria bedeutet Immunität und nicht Waffenstillstand, wie fälschlicherweise behauptet wird (Lämmer, 1985, S. 25). Ekecheiria muss als ein zeitlich und örtlich begrenzter Festfrieden verstanden werden, der nur auf den Austragungsort und auf die Teilnehmer der Spiele beschränkt blieb (Höfer, 1994, S. 18).³⁵ Somit ist die Vorstellung, dass für die Dauer der Olympischen Spiele eine totale und für das ganze antike Griechenland geltende Waffenruhe eintrat, falsch. Die Ekecheiria bedeutete nicht ein „Ende aller Kriege, sondern sicherte die Veranstaltung der Spiele trotz der Kriege!“ (Lämmer, 1985, S. 26).³⁶

7.2.3 Leibeserziehung von den Philanthropen bis Jahn

Das deutsche Turnen gilt als Musterbeispiel für die Stärkung des nationalen Bewusstseins durch Sport. Als Begründer der neuzeitlichen Leibeserziehung wird Johann Christian Friedrich Guts Muths angesehen. Schon er verband das Turnen mit gesellschaftspolitischen Aufgaben. Ende des 18. Jahrhunderts hatte er in seiner Schrift „Gymnastik für die Jugend“ eine erste sportpädagogische Konzeption für die Leibeserziehung entwickelt (Krüger, 1975, S. 13). Guts Muths sah die Aufgabe der Körpererziehung in der „Verbesserung des Gesundheitszustandes, die Anhebung des geistigen und moralischen Niveaus beim Jugendlichen und in der Verfestigung einer patriotischen Gesinnung“ (Krüger, 1975, S. 13; Güldenpfennig, 1992, S. 15). Guts Muths Körpererziehung stand im Zeichen der Körperertüchtigung, Charakterbildung und Wehrerziehung bzw. der nationalen Identifikation (Krüger, 1975, S. 13). Er trat gegen die vom Feudalismus geprägte Erziehungsweise ein und befürwortete eine allgemeine Bildung für alle Bürger, bei der die Leibeserziehung einen hohen Stellenwert einnahm. Auf Grund der damaligen politischen Lage fanden diese Ideen vor allem im Ausland Zuspruch (Krüger, 1975, S. 13).

Erst im Jungen Deutschland griff man Guts Muths Ideen - die pädagogische Konzeption für eine planmäßige Leibeserziehung der breiten Volksschichten - wieder auf

³⁵ Fälschlicherweise ist der Ekecheiria die Bedeutung eines Waffenstillstandes und somit einer Friedensperiode im ganzen Land aufoktroziert worden. Sogar die modernen Olympischen Spiele haben diese „falsche Annahme“ als Leitidee.

³⁶ Die Olympische Ekecheiria basiert auf einer vertraglichen Vereinbarung der Könige Iphitos von Elis, Lykurgos von Sparta und Kleothenes von Pisa aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. Dieser Vertrag verlieh Olympia den Status eines heiligen Ortes, an dem alle vier Jahre zu Ehren des Zeus ein Fest stattfinden sollte. Dieser Festort wurde zum unveräußerlichen Besitz des Zeus erklärt, der als höchste religiöse Instanz Zeuge dieses Vertrages war. Somit versteht man unter der Ekecheiria mehr ein „Gottesfrieden“ (Höfer, 1994, S. 19). Neben der Unantastbarkeit des Festortes Olympia waren auch alle Festbesucher/innen, die als Gäste des Zeus galten, gesichert. Ebenso gewährleistete die Ekecheiria die unbehinderte An- und Abreise der Teilnehmer und Zuschauer/innen (Höfer, 1994, S. 19).

(Güldenpfennig, 1992, S. 15). Waren Guts Muths Ideen nur leicht beeinflusst von der Politik, stand bei der deutschen Turnbewegung eine starke politische Kraft dahinter (Güldenpfennig, 1992, S. 15).

Vor allem Friedrich Ludwig Jahn, auch als Turnvater Jahn bekannt, sah den Nutzen und setzte die Idee in eine umfassendere Konzeption von Nationalerziehung und vormilitärischer Ausbildung um (Güldenpfennig, 1992, S. 15). Im Unterschied zu Guts Muths Übungsformen, die sich mehr auf den schulischen Bereich konzentrierten, wandte sich Jahn mit seinem „Deutschen Volksturnen“ dem außerschulischen Bereich zu (Krüger, 1975, S. 13f.).

1811 errichtete Jahn auf der Hasenheide in Berlin den ersten Turnplatz. Laut Krüger (1975, S. 14) diene dieser Turnplatz dazu, die Jugend mit speziellen vormilitärischen Übungen auf den Volkskrieg vorzubereiten. Neben den körperlichen Übungen als Erziehungsmittel, schuf Jahn mit seinem Turnen, das eindeutig auf dem Nationalerziehungsgedanken beruhte, ein Mittel um die Jugend zu Vaterlandsverteidigern heranzuziehen (Steins, 1983, S. 83).

Nach der Neuordnung Europas durch den Wiener Kongress (1815), war der vom Jahn'schen Turnen „eingeleitete Prozeß der öffentlichen-gesellschaftlichen und politischen Organisation unerwünscht“ (Steins, 1983, S. 83). Vor allem die 1815 gegründete Deutsche Burschenschaft war den Behörden ein Dorn im Auge. Als am 23. März 1819 der Burschenturner Karl Sand den Schriftsteller und Turngegner Alexander von Kotzebue ermordete, wurde dieser Vorfall als willkommener Anlass genommen, gegen die Turner und die Burschenschaften vorzugehen. Es begann eine Verfolgung gegen die Demagogen. Jahn wurde verhaftet, im Mai 1820 freigelassen, erst 1825 freigesprochen und noch weitere 15 Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt (Rösch, 1980, S. 25; Steins, 1983, S. 84).

Das Turnverbot duldete zwar in geschlossenen Anstalten Leibesübungen, aber das „öffentliche Jahn'sche Turnen“ war untersagt (Steins, 1983, S. 85).

7.2.4 Sport während der Revolution von 1848

Die Revolution vom 1848/49 ließ die Zersplitterung der Interessen der Turner erkennen (Krüger, 1975, S. 19). Seit 1842, nach Aufhebung der Turnsperre, begann die Gründung zahlreicher Turnvereine (Rösch, 1980, S. 27).

Das Turnvereinswesen unterteilte sich in die „unpolitischen Turner“ und die „politischen Turner“; letztere waren demokratisch gesinnte Turner, im Gegensatz dazu waren die unpolitischen Turner liberal und konstitutionell-monarchisch eingestellt (Krüger, 1975, S.

19). Zunächst hatten die unpolitischen Turner das Sagen, doch beim 2. Turnertag im Jahre 1848 fiel das Ergebnis so knapp aus, dass es zu einer Abspaltung in ein zweites politisches Lager kam. Neben dem unpolitischen Deutschen Turnerbund riefen die politischen Turner den Demokratischen Turnerbund aus (Krüger, 1975, S. 19; Rösch, 1980, S. 28). Diese beiden Turnerbünde repräsentierten sehr deutlich die Zerrissenheit des deutschen Bürger- und Kleinbürgertums, die auch nicht vor der Turnbewegung „als einer politischen Bewegung“ zurückschreckte (Krüger, 1975, S. 19).

Das Ziel des Demokratischen Turnerbundes war „die Schaffung einer deutschen Demokratischen Republik“ (Krüger, 1975, S. 19).

Während der Revolution stiegen die Mitgliederzahlen im Demokratischen Turnerbund stetig an. 1849 wollte man die zwei Turnerbünde wiedervereinen. Deshalb gründeten die Vertreter der beiden Verbände und die Vereine, die bis dahin noch zu keinem Verband gehörten, den „Allgemeinen Deutschen Turnerbund“ (Krüger, 1975, S. 19). Dieser Turnerbund hatte als Ziel die beiden Verbände näher zusammenzuführen. Doch stellte sich nur ein bedingter Erfolg ein; zwar verzichteten die Demokraten auf ein Bekenntnis zur demokratischen Republik und die konstitutionell-monarchischen Turner waren für die Idee einer bürgerlichen Revolution, doch nichts desto trotz vergrößerte sich die Diskrepanz zwischen den beiden Turnverbänden. Die beiden alten Verbände wurden nicht aufgelöst und somit existierten dann drei Verbände (Krüger, 1975, S. 20).

Die demokratischen Turner - Rösch (1980, S. 28) bezeichnet sie als militärische Turnübungen - nahmen an Aufständen teil, die jedoch scheiterten.

Viele der Demokraten wurden zum Auswandern gezwungen, die meisten gingen in die USA, wo sie dort das Turnen begründeten (Krüger, 1975, S. 20; Rösch, 1980, S. 28).

Nach der Revolution wurde es sowohl in den politischen als auch in den turnerischen Lagern etwas ruhiger. Wieder war es verboten, Turnvereine zu gründen; dieses Verbot hielt bis Anfang der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts an (Rösch, 1980, S. 28f.).

7.2.5 Die Rolle des Sports im nationalsozialistischen Deutschland

Oft wird der Sport als „Aushängeschild für politische Propaganda“ (Rösch, 1980, S. 92) benutzt, um politisches Kapital daraus zu schlagen.

Das bekannteste Beispiel sind die Olympischen Sommerspiele 1936 von Berlin, die einen der Höhepunkte der nationalsozialistischen Herrschaft unter Hitler darstellten. Die Olympischen Spiele wurden in raffinierter Weise dazu herangezogen, die innen- und außenpolitischen Pläne des Dritten Reiches zu vertuschen. Auch kann die „nationalsozialistische Olympiapolitik“ als „Kriegspolitik“ bezeichnet werden (Höfer, 1994,

S. 154). Dass es dazu kam war kein Zufall, sondern lag an einer ausgeklügelten, geschickt inszenierten Propaganda Goebbels.

1931 setzte sich Theodor Lewald für die Olympischen Spiele im Deutschen Reich ein, um das Land „auf sportlichen Parkett wieder gesellschaftsfähig zu machen“ (Krüger, 1975, S. 68). Deutschland befand sich damals außenpolitisch in einer schwierigen Lage. Durch kulturelle Leistungen wollte man die Meinung über das Nationalsozialistische Deutschland positiv stimmen. Für deren Umsetzung stellten die Olympischen Spiele 1936 die ideale Plattform dar (Krüger, 1975, S. 69f.). Mit einem gigantischen Aufwand wollte man der kulturellen Isolation entgegenwirken. Der Sport eignete sich besonders gut, um die eigenen Anliegen zu betonen.

Sowohl im In- als auch Ausland dienten die perfekt inszenierten Olympischen Spiele von 1936 dazu, über negative Begleiterscheinungen des Nationalsozialismus hinwegzusehen. Die Berliner Organisatoren taten alles in ihrer Macht stehende um mit Hilfe ihrer „Propagandamacht den Traum vom Frieden zu inszenieren“ (Krüger, 1983, S. 141). Bis ins kleinste Detail war alles durchdacht. Als das „propagandistische Gesamtkunstwerk“ (Höfer, 1994, S. 160) sollten die Friedensspiele helfen, das negative Bild Deutschlands zu verbessern und die außenpolitischen Pläne zu verschleiern. Durch die Austragung der Olympischen Spiele wollte Hitler Deutschland „zu einem freundlichen, sportlichen und dynamischen Image“ verhelfen (Krüger, 1983, S. 140). So wurden die Spiele zu einem Instrument der Propaganda der nationalsozialistischen Staatsführung (Ueberhorst, 1971, S. 70). Doch der auf Völkerverständigung, Toleranz und Sicherung des Friedens ausgerichtete Olympische Gedanke widersprach weitgehend der nationalsozialistischen Ideologie. Der nationalsozialistischen Staatsführung ging es nicht darum, einen wirklichen Beitrag zur Olympischen Idee zu leisten, „sondern um eine machtvolle Demonstration nationalistischer Leibeserziehung, um die Vorstellung eines neuen, körperlich gestählten Geschlechts, das voller Kampfgeist danach drängen sollte, unter den Augen des ‚Führers‘ zu siegen“ (Ueberhorst, 1971, S. 70).

Neben den perfekt inszenierten Olympischen Spielen von 1936 hatte der Sport im Deutschen Reich auch weitere Funktionen. Die „politische Leibeserziehung“ diente der Charakterbildung aber auch der Wehrerziehung (Krüger, 1983, S. 142). Den Leibesübungen wurde ein besonderer Stellenwert in der Erziehung zu gesprochen. Der Nationalsozialismus sah körperliche und geistige Erziehung nicht mehr getrennt (Dannheuser & Kreher, 1937, S. 12; zit.n. Krüger, 1983, S. 142).

Charakterbildung war schon vor der NS-Zeit ein Ziel der Leibesübungen. Im nationalsozialistischen Deutschland wurden aber die Elemente vormilitärisch ausgerichtet (Krüger, 1983, S. 143). Vor allem die körperlichen Möglichkeiten des Sports wurden für

die Wehrrertüchtigung genutzt und zwar sowohl beim Sport in der Wehrmacht selbst als auch in der vormilitärischen Vorbereitung in der Schule und den Sportorganisationen (Güldenpfennig, 1989, S. 172). Die nationalsozialistische Wehrerziehung sollte „im neuen Geiste“ erfolgen, d.h. „soldatische Werte und Haltung sollen unsere ganze Lebensführung durchdringen, der Geist des Wagemutes soll die Oberhand bekommen gegenüber dem ängstlich-vorsichtigen Streben nach Versorgung“ (Ziegler, 1934, S. 23; zit.n. Krüger, 1983, S. 146). Um dieses Ziel zu erreichen wurde ein systematischer Plan aufgestellt, der vor allem in der Hitlerjugend durchgesetzt wurde.

7.2.6 Die DDR und ihr Sportsystem

Des Weiteren stellen die politischen Ideologien ein gefährliches Verhältnis zwischen Politik und Sport her (Rösch, 1980, S. 93). Erwähnt sei hier das wohl bekannteste Beispiel - die DDR, in der der Leistungssport als Instrument politischer Machtdemonstration missbraucht wurde. Die Deutsche Demokratische Republik schuf ein ausgeklügeltes Sportsystem, das sehr stark durch den Staat strukturiert, kontrolliert und für die Ziele der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) instrumentalisiert wurde. Der Sport, speziell der Leistungssport, war ein geeignetes Mittel, um der Weltöffentlichkeit die Leistungsfähigkeit des Sozialismus zu demonstrieren, die internationale Anerkennung der DDR zu erhöhen, die Bevölkerung mit den Spitzenathlet(inn)en zu identifizieren und für den Sport zu begeistern (Wonneberger et al., 2002, S. 286).

Korte (2001, S. 260) schreibt, dass der Sport nicht dazu diene, gesunde und lebensfrohe Menschen heranzuziehen, sondern in verstärktem Maße die Überlegenheit des Sozialismus gegenüber den Imperialisten und Militaristen in Deutschland und Westberlin zu verdeutlichen. Der Hochleistungssport bildete Inhalt und Maßstab von Körperkultur und Sport.

Die sportlichen Erfolge der DDR erregten international großes Aufsehen (Sport in der DDR, 1984, S. 38). Eine Ursache für den enormen Erfolg war die Nutzung der sozialistischen Gesellschaftsordnung. Das bedeutete, alle Möglichkeiten auszuschöpfen, die die sozialistische Verfassung und die staatlichen Gesetzgebung boten, indem sie Körperkultur und Sport breit förderten und zu einem Anliegen der gesamten Gesellschaft machten (Sport in der DDR, 1984, S. 38).

Es bestand eine untrennbare Verbindung zwischen Sport und Politik. Ellwein (1982, S. 104; zit.n. Digel, 1988, S. 141) sagt Folgendes über Sport und Politik: „Der unpolitische Sport - das ist als Formel ein Mythos, so wie es absurd wäre, von politikunabhängigem Sport zu reden“. Laut Digel (1988, S. 153) war der Hochleistungssport zumindest für die Politiker in der DDR mehr als nur das sportliche Tun um seiner selbst willen. Die

konkurrierenden politischen Systeme von Sozialismus und Kapitalismus standen immer im Vergleich. Deswegen stellte die politische Führung der DDR auch erhöhte Anforderungen an ihre Sportler/innen, denn diese hatten sich als Repräsentant(inn)en des Sozialismus zu verstehen (Digel, 1988, S. 153). Der Leistungssport und die Erfolge der Sportler/innen waren für die DDR unbestritten eines der geeignetsten Mittel zur internationalen Selbstdarstellung.

7.2.7 München 1972

Auch bei den Olympischen Spielen 1972 in München, bei denen es zu einem Terroranschlag auf die israelische Mannschaft kam, verdeutlichen sehr stark, dass Sportveranstaltungen schnell zu Schauplätzen politischer Konflikte werden können.

Am 5. September 1972, der als der „Schwarze Tag“ in die Geschichte der Olympischen Spiele einging, ereignete sich die Tragödie (Rösch, 1980, S. 82). In den Morgenstunden waren arabische Terroristen in das Quartier der israelischen Mannschaft eingedrungen. Ein Trainer, der sich den Terroristen entgegenstellte, wurde sofort erschossen, zehn weitere Mannschaftsmitglieder als Geisel genommen. Die Terroristen wollten mit dieser Tat die Freilassung von in Israel inhaftierten Palästinensern erpressen. Die Forderung wurde abgelehnt, den Geiselnahmer wurde jedoch freies Geleit zugesagt; gleichzeitig wurde aber auch die Befreiung vorbereitet. Die missglückte Geiselnahme endete mit dem Tod aller Geiseln, vier Terroristen und zwei Polizisten (Höfer, 1994, S. 200).

Die Olympischen Spiele wurden diesmal nicht indirekt als Druck- oder Propagandamittel für politische Zwecke missbraucht, sondern verwandelten sich direkt zu einem Schauplatz einer politischen bzw. kriegerischen Handlung (Höfer, 1994, S. 200).

Der Terroranschlag hat die Problematik der Olympischen Friedensidee aufgezeigt, wie es wohl kein anderes Ereignis bis dahin tat. Die kriegerische Gewalt, der man hilflos ausgesetzt war, stand im Gegensatz zur Olympischen Friedensidee und man begann über den Sinn und Zweck, über die Möglichkeiten und Grenzen des Olympismus, besonders über das erklärte Ziel - „Frieden und Völkerverständigung“ - nachzudenken (Höfer, 1994, S. 201).

Dieses Ereignis ist auch vor dem Hintergrund zu betrachten, dass die Münchner Spiele als die „heiteren Spiele“ plakatiert wurden (Höfer, 1994, S. 201). Deutschland wollte durch diese Spiele seine Vergangenheit überwinden.

Das IOC unter seinem Präsidenten Brundage entschied sich für die Fortsetzung der Olympischen Spiele. Bei der Trauerfeier im Stadion wurden die viel zitierten Worte

gesprochen: „The Games must go on!“ (Güldenpfennig, 2004a, S. 269).³⁷ Obwohl diese Entscheidung von einigen heftig kritisiert wurde, stand für die Verantwortlichen fest, „daß man dem politischen Terror nicht den Sieg, den Triumph gönnen sollte über den guten Willen der olympischen Idee“ (Rösch, 1980, S. 83).

7.3 Boykotts von Sportveranstaltungen

Boykotts von internationalen Sportveranstaltungen werden häufig als unfriedliche Gegebenheiten innerhalb oder außerhalb des Sports verstanden (Güldenpfennig, 1989, S. 259). Doch dieses Verständnis ist unbefriedigend.

Generell sind im Bereich der sport-politischen Konfliktaustragung all die Formen und Mittel einsetzbar, die auch in der allgemein-politischen Konfliktaustragung angewendet werden. Aber im Gegensatz zur allgemein-politischen Konfliktaustragung dominiert in der sportlichen Begegnung das symbolische Assoziations-Moment. Des Weiteren hat die Sportbewegung auch eine geringere Auswirkung in der sportpolitischen Auseinandersetzung (Güldenpfennig, 1989, S. 260).

„Die eher symbolische und weniger real-existentielle gesellschaftliche Bedeutung des Sports als eines spezifischen, relativ eigenständigen Tätigkeitsbereiches zieht in den Formen der sportpolitischen Konfliktaustragung eine konfliktdämpfende Tendenz nach sich“ (Güldenpfennig, 1989, S. 260).

Der Boykott, der entweder von einem oder mehreren Teilnehmerinnen und Teilnehmern gegen die Sportbewegung insgesamt oder auch nur Teile von ihr ausgeübt wird, ist neben dem Ausschluss³⁸, die „ultima ratio“, das letzte und schärfste Mittel der sportpolitischen Auseinandersetzung (Güldenpfennig, 1989, S. 263). Zu einem Boykott kommt es dann, wenn alle anderen Mittel zur Konfliktlösung fehlgeschlagen sind.

Güldenpfennig (1989, S. 263) betont auch die Tatsache, dass es Formen des Boykotts gibt, die eigentlich nicht als „ultima ratio“ gerechtfertigt sind, sondern „als Mittel der aggressiven Beherrschung, der einseitigen Interessendurchsetzung von mächtigen Partialinteressen“ (Güldenpfennig, 1989, S. 263f.).

Dem zu Folge ist es fragwürdig, ob die mit einem Boykott angestrebten Ziele in sich „politisch-moralisch“ gerechtfertigt sind oder nicht (Güldenpfennig, 1989, S. 264).

³⁷ „Die Spiele müssen weitergehen!“ (Schelsky, 1973, S. 71).

³⁸ Der Ausschluss wird von Seiten der organisierten Sportbewegung gegen einzelne Mitglieder/innen oder möglichen Teilnehmerinnen und Teilnehmern verhängt.

7.3.1 Ausschlüsse und Boykotts am Beispiel der Olympischen Spiele³⁹

In der Geschichte der modernen Olympischen Spiele gab es eine Vielzahl von Ausschlüssen und Boykottandrohungen. Diese müssen generell als Verstöße gegen die Olympische Idee und vor allem gegen den Friedensgedanken betrachtet werden.

„Der selbstverständlichste Grundsatz scheint dann doch wohl der zu sein, daß alle die Staaten Teilnehmer zur Olympiade senden dürfen, die bereit sind, zugunsten des friedlichen sportlichen Wettkampfes alle politischen Konflikte in der Zeit und im Raum der Olympischen Spiele zurückzustellen, und daß es keinen anderen Ausschließungsgrund von der Teilnahme geben darf als den Nachweis der nicht vorhandenen Friedenswilligkeit oder Friedensfähigkeit im olympischen Sinne“ (Schelsky, 1973, S. 16).

Im Folgenden wird nun eine kurze Übersicht von Ausschlüssen und Boykotts gegeben, welche die einschlägigsten Verstöße gegen den Olympischen Friedensgedanken darlegen. Es muss aber festhalten werden, dass das IOC selbst noch nie in der Geschichte der Olympischen Spiele diese abgesagt hat. Die drei Male, bei denen keine Olympischen Spiele stattfanden, waren äußere Umstände ausschlaggebend - 1916, 1940 und 1944 (Krüger, 2008, S. 14).

7.3.1.1 Die Olympischen Spiele 1936

Die erste Boykott-Diskussion internationalen Ausmaßes wurde durch die nationalsozialistische Judenfrage aufgeworfen. Wegen der Behandlungsweise von Juden in Deutschland und deren Unvereinbarkeit mit der Olympischen Idee, bildete sich vor allem in den USA eine Boykottbewegung. Die Rassengesetzgebung, die 1935 in Kraft trat, lieferte die „scheinbar rechtlich legitimierte Grundlage für die Verfolgung insbesondere der jüdischen Minderheit“ (Güldenpfennig, 1989, S. 280). Dies stand in einem starken Gegensatz zur Olympischen Idee.

Das IOC hätte unter den gegebenen Umständen die Ausrichtung der Spiele in Deutschland sehr wohl verhindern können, da die Diskriminierungspolitik direkt in den Sport eingriff und das olympische Regelwerk verletzte (Güldenpfennig, 1989, S. 280). Doch das IOC hat sich politisch zurückgehalten. Das Komitee stützte seinen Rückzug „auf das Prinzip der politischen Unabhängigkeit der Olympischen Bewegung“ (Höfer, 1994, S. 176). Die Boykottinitiativen blieben erfolglos.

³⁹ Obwohl sich hier die Beispiele auf die Olympische Bewegung beziehen, muss festgehalten werden, dass auf olympischer Ebene Boykotts eher die Seltenheit sind. Mehr die Ausschlüsse haben die Friedensidee gefährdet; aber Boykotts selber wurden bei den Olympischen Spielen nur selten wirklich vollzogen. Im Gegensatz dazu sind auf der Ebene einzelner internationaler Meisterschaften und anderer internationaler Sportereignisse wesentlich öfters zu finden (Güldenpfennig, 1989, S. 270.).

7.3.1.2 Die Olympischen Spiele 1964-1970

Ende der fünfziger Jahre kam die Frage der Teilnehmerberechtigung Südafrikas an den Olympischen Spielen auf. Die damit verbundene Problematik wurde zu einem „bevorzugten Feld der politischen Instrumentalisierung der Spiele“, wobei es mehrfach zu Androhung und Durchführung von Boykotts kam (Höfer, 1994, S. 245).

Das, was das IOC 1936 verabsäumt hat, hat es in den 60er Jahren gegenüber Südafrika vollgezogen. Auf Grund der in Südafrika praktizierten Apartheid-Politik der Rassentrennung wurden auf Druck vor allem afrikanischer und europäischer sozialistischer Länder die Republik Südafrika 1964 und 1968 nicht zu den Olympischen Spielen zugelassen und 1970 sogar ganz aus der Olympischen Bewegung ausgeschlossen (Güldenpfennig, 1989, S. 280).

7.3.1.3 Die Olympischen Spiele 1976

Taiwan-China wurde bereits vor Beginn der Spiele in Montreal von der kanadischen Regierung eingeladen. Der kanadische Handelspartner, die Volksrepublik China, ist vom IOC nicht zu den Olympischen Spielen zugelassen worden. Um seine politische und vor allem wirtschaftlichen Beziehungen zur Volksrepublik China zu wahren, lud die kanadische Regierung die Delegation aus Taiwan aus, da die Mannschaft als „Republic of China“ auftreten wollte, was sogar vom IOC genehmigt worden war (Höfer, 1994, S. 252).

Politisch gravierender war aber der Abzug von schwarzafrikanischen und arabischen Staaten⁴⁰ unmittelbar vor Beginn der Eröffnung, auf Grund der Teilnahme Neuseelands an den Spielen (Rösch, 1980, S. 83; Höfer, 1994, S. 252). Neuseeland hatte nämlich im Vorfeld der Spiele sportliche Kontakte mit Südafrika, das wegen seiner Apartheid-Politik nicht den olympischen Grundsätzen entsprach (Rösch, 1980, S. 84).

7.3.1.4 Die Olympischen Spiele 1980

Die Spiele von Moskau haben zweifelsohne die schwerwiegendste Krise in der Geschichte der Olympischen Bewegung der Neuzeit ausgelöst (Höfer, 1994, S. 253).

Obwohl Moskau der erste Austragungsort in einem sozialistischen Land war und der Ost-West-Konflikt bestand, war man zunächst zuversichtlich. Doch als im Dezember 1979 sowjetische Truppen in Afghanistan einmarschierten, änderte sich alles. Angesichts der weltweiten Empörung drohte daraufhin der damalige amerikanische Präsident Carter mit

⁴⁰ Höfer (1994, S. 252) spricht vom Abzug von mehr als zwanzig afrikanischen Staaten; bei Rösch (1980, S. 83) sind es neunzehn schwarzafrikanische und drei arabische Staaten.

einem Ultimatum: Falls die Truppen nicht abziehen würden, sei mit einem Boykott der Olympischen Sommerspiele in Moskau zu rechnen (Höfer, 1994, S. 252.).

Nachdem das IOC den Austragungsort nicht verlegt hatte und die sowjetische Regierung keine Anstalten machte aus Afghanistan abzuziehen, verzichteten die amerikanischen Athlet(inn)en auf die Teilnahme an den Olympischen Spielen (Höfer, 1994, S. 252; Jordan, Lenz & Schweer, 1996, S. 178). Es kam zu einem Boykott, die meisten NATO-Staaten schlossen sich der Position der USA an (Höfer, 1994, S. 252). Von ursprünglich 144 Mannschaften, nahmen nur 81 an den Olympischen Spielen teil. 30 NOKs unterstützten den Boykott, 33 NOKs blieben den Spielen ohne Begründung fern, 16 der 81 teilnehmenden Mannschaften protestierten während der Eröffnungsfeier gegen die sowjetische Intervention (Scherer, 1995, S. 382f.; Jordan et al., 1996, S. 178).

Nach Jahn (1982, S. 27; zit.n. Güldenpfennig, 1989, S. 290) hatte der Boykott von 1980 eine doppelte Funktion: „der Westen wollte Spannung infolge der sowjetischen Intervention in Afghanistan ausdrücken, aber gleichzeitig die Entspannung nicht ernsthaft und in ihren tieferliegenden ökonomischen und politisch-militärischen Wurzeln gefährden“. Laut Güldenpfennig (1989, S. 290f.) hatte dieser Boykott allerdings wenig mit dem Olympischen Friedensgedanken zu tun, obwohl es so schien, als stütze sich die Ablehnung der militärischen Intervention des Gastgeberlandes auf Friedensabsichten.

Man wollte mit dem Boykott die sowjetische Regierung treffen. Die Leidtragenden waren jedoch die Athlet(inn)en, die die Chance, bei Olympischen Spielen teilzunehmen nur alle vier Jahr haben (Jordan et al., 1996, S. 178).

7.3.1.5 Die Olympischen Spiele 1984

In Los Angeles rechnete man mit einem Boykott der sozialistischen Staaten als Gegenreaktion auf den westlichen Boykott der Spiele von 1980 in Moskau (Scherer, 1995, S. 399). So kam es auch; am 8. Mai 1984 verkündete das NKO der UdSSR den Verzicht der Teilnahme an den Olympischen Spielen in Los Angeles (Scherer, 1995, S. 399). Als Begründung wurden die angeblich mangelnden bzw. fehlenden Sicherheitsvorkehrungen der Veranstalter für sowjetische Athlet(inn)en angegeben (Jordan et al., 1996, S. 186). Alle damaligen europäischen Ostblockländer, mit Ausnahme Rumäniens, und die übrigen Verbündeten der Sowjetunion folgten dem Boykottaufruf wider willen (Scherer, 1995, S. 399).

Trotz des Boykotts wurde in Los Angeles ein Teilnehmerrekord gebrochen, 141 Mannschaften nahmen teil (Scherer, 1995, S. 400). Doch die Spiele litten durch den Boykott, da viele Medaillenanwärter/innen den Spielen fern blieben. Vor allem in

Sportarten wie Ringen, Gewichtheben, Kunstturnen und zahlreichen Leichtathletikbewerben fehlten die Favorit(inn)en.

7.3.1.6 Die Olympischen Spiele 2008

Peking war 2008 der Austragungsort der 29. Olympischen Sommerspiele.

In den Monaten vor dem Beginn der Spiele war das aktuellste Thema rund um die Olympischen Spiele 2008 in Peking die Diskussion über die fehlenden Menschenrechte⁴¹ in China sowie über die Haltung Chinas im Bezug auf die Menschenrechte und die Konflikte um Tibet (Däubler-Gmelin, 2008, S. 6).

Rückblickend - als das IOC 2001 die 29. Olympischen Spiele an Peking vergab - stand hinter dieser Entscheidung „ein Gemisch aus technischen, geopolitischen, kulturellen, und ökonomischen Motiven“ (Deister, 2008, S. 12). Vor allem erhoffte man von China eine weitere Öffnung dem Westen gegenüber. Die Entscheidung erfuhr sowohl Zustimmung als auch Ablehnung. Viele glaubten, dass die chinesische Regierung durch die Austragung der Olympischen Spiele Reformen im Bereich der Menschenrechte durchführen würden.⁴²

Im Frühjahr 2008 kam es zu Protesten gegen die Volksrepublik China. Die Demonstrant(inn)en - Exiltibeter/innen und andere Minderheiten - nutzten die Gunst der Stunde, um durch die Olympischen Spiele die Öffentlichkeit auf ihre Situation in Tibet aufmerksam zu machen (Höfer, 2008, S. 19). Die Demonstrationen fanden unter anderem während des Fackellaufs in London, Paris und San Francisco statt (Höfer, 2008, S. 19). Die Niederschlagung der Aufstände in Tibet und die Verhinderung jeder unabhängigen Berichterstattung durch China haben die Situation nicht erleichtert (Däubler-Gmelin, 2008, S. 6). Dies hat zu internationalen Boykottaufrufen geführt.

Als sich die Demonstrationen vermehrten, wurde auch das IOC zu Wort gebeten, um Stellung zur politischen Situation des Gastgeberlandes zu nehmen und gegebenenfalls die Olympischen Spiele Peking zu entziehen (Höfer, 2008, S. 19). Doch das IOC berief sich auf seine „olympische Maxime politischer Enthaltensamkeit“ (Höfer, 2008, S. 19). Der Fackelstaffellauf nahm seine planmäßige Route wieder auf, die auch durch Tibet führte.

⁴¹ Laut Amnesty International führt China die Liste der Länder mit Todesstrafe mit Abstand an; im Jahr 2007 hat Amnesty International 1.252 Hinrichtungen dokumentiert (Milborn, 2008, S. 46). Ähnlich trist schaut die Situation bei der Presse- und Meinungsfreiheit aus. Die chinesische Regierung hat im Vorfeld der Olympischen Spiele ihre Methoden, das Internet zu überwachen, verbessert (Milborn, 2008, S. 46).

⁴² Es muss aber darauf hingewiesen werden, dass in den Ländern, in denen bis jetzt Olympischen Spiele ausgetragen wurden, auch nicht immer Situationen anzutreffen waren, die unter dem Gesichtspunkt der Menschenrechte alle zufrieden stellen konnte (Digel, 2008, S. 9).

Heute ist das IOC ein reicher Sportkonzern, dem man seine olympische Philosophie nicht mehr so leicht abkauft. Bei einem Boykott oder einer Absage der Olympischen Spiele stehen für den IOC einige Milliarden Dollar auf dem Spiel (Krüger, 2008, S. 15). Somit kann man kaum noch von einem Friedensfest sprechen. Doch nach Krüger (2008, S. 15) müsste das IOC, da es eine enorme Macht besitzt, seine Stimme lauter erheben und die olympische Botschaft verkünden. Das hätte auch nichts mit Politik zu tun - das IOC lehnt sich gerne an die „olympische Maxime politischer Enthaltensamkeit“ (Höfer, 2008, S. 19) - sondern wäre ein Zeichen, dass der olympische Sport an seinen Idealen festhält. Doch wenn das IOC schweigt, könnte dies auch dahin gedeutet werden, dass es selber nicht mehr glaubt, was in der olympischen Charta geschrieben steht (Krüger, 2008, S. 15).

Digel (2008, S. 10) empfand die Entscheidung des IOC, die Austragung der 29. Olympischen Spiele in Peking durchzuführen, als richtig und deshalb wäre auch ein Boykott der Spiele nicht sehr sinnvoll gewesen.

Der internationale Sport stellt ein demokratisches Modell dar, welches einer sich wandelnden Gesellschaft als Vorbild dienen kann.⁴³ Die Olympische Idee und die olympischen Werte, „der Verzicht auf jegliche Diskriminierung, das Ideal der Chancengleichheit und nicht zuletzt das Prinzip des Fair Play“ (Digel, 2008, S. 10), können dabei Hilfestellungen geben. Seit der Vergabe der Olympischen Spiele an Peking kam es zu Begegnungen, Wettkämpfen, Gesprächen und Kongressen. „Der Sport war ein Vehikel zur Internationalisierung des chinesischen Sports und damit immer auch zur Internationalisierung der chinesischen Gesellschaft“ (Digel, 2008, S. 10).

Dennoch muss hervorgehoben werden, dass der Sport sich nicht zu viel zu Muten sollte.

7.3.2 Kritik an Boykotts

Geht man davon aus, dass die Friedenswirkung und Völkerverständigung der Olympischen Bewegung darin besteht, eine friedliche Koexistenz der Nationen und Völker zu gewährleisten, dann müssen möglichst viele Länder an den Spielen teilnehmen. Jede Nichtteilnahme bedeutet eine wesentliche Verminderung der Friedenswirkung und verstößt gegen den Friedensgedanken. Alle Länder bzw. alle NOKs müssen bemüht sein, an den Olympischen Spielen teilzunehmen, um so zur Verwirklichung der Friedensidee beizutragen. Ausschlüsse und Boykotts sind nicht nur als Mittel der Erpressung und

⁴³ Die chinesische Gesellschaft vollzieht gerade einen Wandel in eine Zivilgesellschaft. In den 70iger Jahren des letzten Jahrhunderts begann sich China dem Westen zu öffnen (Deister, 2008, S. 12). Seit dem Beginn der Öffnung Chinas hat China sehr wohl einige positive Veränderungen durchgemacht.

Drohung abzulehnen, sie verstoßen auch gegen die Internationalität bzw. Universalität und Unabhängigkeit der Olympischen Bewegung (Höfer, 1994, S. 254).

„Olympische Spiele sind ein Fest der Jugend. Sie werden für und durch die Jugend der Welt abgehalten. Und diese Jugend steht für die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, eine friedlichere Welt und den Fortschritt der Menschheit“ (Krüger, 2008, S. 14).

Fallen Spiele aus wie durch den Ersten und Zweiten Weltkrieg 1916, 1940 und 1944 oder werden sie boykottiert, sind nicht nur die Sportler/innen betrogen, die sich jahrelang auf die Spiele vorbereitet haben. Das gilt auch allgemein für die Jugend der Welt. Dies hätte dann wieder zur Folge, dass ein Stück Hoffnung auf eine Zukunft, in der die Jugend der Welt friedlich miteinander umgeht, wetteifert und streitet, verloren gehen würde (Krüger, 2008, S. 14).

Die Politik sollte bemüht sein sich so gut wie nur möglich herauszuhalten.

8 Der Einfluss und die Möglichkeiten des Sports

Der Sport ist Träger von kulturellen, sozialen und gesellschaftspolitischen Möglichkeiten, die sowohl positiv als auch negativ beladen sein können. Das vorliegende Kapitel versucht, einen Überblick der elementaren Aspekte in der Beziehung zwischen Sport und Frieden aufzuzeigen. Es sollen die friedensbezogenen Gegebenheiten und die Wirkungsmöglichkeiten der einzelnen Bereiche des Sports in Zusammenhang gebracht und gegeneinander ausbalanciert werden.

8.1 Sport als Mittel der internationalen Friedensstiftung

Wie bereits in Kapitel 3 erläutert, existieren verschiedene Auffassungen von „Frieden“. Der „internationale Frieden“ wird zwar auch als „zwischenmenschlicher Frieden“, sprich „negativer Frieden“ bezeichnet, trotzdem vertritt die Autorin die Ansicht, dass sich die internationale Friedensstiftung auf den positiven Friedensbegriff bezieht. Der positive, auch sozialer bzw. gesellschaftlicher Frieden genannt, beschreibt „einen Zustand der Ruhe, der Harmonie, des Ausgleichs und der Zufriedenheit zwischen Menschen und Menschengruppen“ (Heck, 1993, S. 23). Der positive Frieden wird mit bestimmten Inhalten in Verbindung gebracht, wobei man darunter die Verwirklichung oder Durchsetzung bestimmter Werte versteht „wie etwa soziale Gerechtigkeit, Wohlfahrt, Glück, Abwesenheit von Angst, Not, Unterdrückung und Ausbeutung, Realisierung von Freiheit, Gleichheit usw.“ (Zsifkovits, 1973b, S. 174). Somit geht man einerseits davon aus, dass friedliche innergesellschaftliche Verhältnisse einen Beitrag zum zwischenstaatlichen Frieden leisten, andererseits kann aber der gesellschaftliche Frieden nur eintreten, wenn ein zwischenstaatlicher Friede besteht.

Eines der häufigsten Argumente, weshalb Sport dazu beiträgt, eine bessere Welt zu schaffen, ist, dass der Sport mit seiner Idee, seinen Regeln und Veranstaltungen heute verschiedenartige Kulturen, Staaten unterschiedlicher wirtschaftlicher Entwicklungsstufen, verschiedene politische Systeme und verschiedene Rassen zusammenführt (Weiler, 1996, S. 76).

Durch die Globalisierung des Sports haben sich neue Möglichkeiten ergeben. Der Sport hat die Chance, Menschen aus vielen Nationen, Kulturen und Religionen zusammenzuführen. Er hat eine „Nationen, Kulturen und Religionen transzendierende Bedeutung“ (Küng, 2005, S. 7). Dies ist für die interkulturelle und interreligiöse Verständigung von enormer Bedeutung. Durch Sport können sich Menschen auf ein Regelwerk besinnen und verständigen, egal welcher Herkunft, Religion oder Kultur sie

angehören. Durch Sport werden Begegnungen, Zusammenarbeit und Verständigung gestärkt (Küng, 2005, S. 7).

Globalität ist für den Sport, vor allem für den modernen Hochleistungssport, ein zentrales Charakteristikum. Die Globalsierung des Sports begann Ende des 19. Jahrhunderts mit der Versportlichung der Gesellschaft (Schück, 2006, S. 9). Nach Schück (2006, S. 9) war hierfür Pierre de Coubertin verantwortlich. Dieser wollte mit den modernen Olympischen Spielen Werte wie „Tugendhaftigkeit, Ritterlichkeit und Vaterlandsliebe“ (Schück, 2006, S. 9) erreichen; darüber hinaus hielt er an der Idee eines weltumspannenden Friedenideals fest.⁴⁴ Durch die Olympischen Spiele der Neuzeit wurden viele Sportarten internationalisiert sowie Regeln vereinheitlicht (Schück, 2006, S. 9). Das führte dazu, dass sich der Sport im letzten Jahrhundert zu einem Massenphänomen entwickeln konnte.

Der moderne Hochleistungssport, vor allem im Rahmen der Olympischen Spiele, kann tatsächlich politisch und kulturell unterschiedliche Systeme auf friedliche Weise zusammenführen und sogar verfeindete Staaten einander näher bringen. Sportliche Begegnungen können beim Auftreten internationaler Konfliktsituationen eine Entspannung einleiten, da gemeinsame Aktivitäten und Gespräche auf „neutralem Boden“ stattfinden (Dierker & Pfister, 1984, S. 177). Beispielsweise waren bei den Sommerspielen in Sydney 2000 die beiden, seit dem Korea-Krieg geteilten und verfeindeten Staaten Nord- und Südkorea eine gemeinsame Mannschaft (Güldenpfennig, 2004b, S. 23).

Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts kam es über ein Tischtennismatch zwischen der Volksrepublik China und der USA zu einer außenpolitischen Annäherung. Dieses Ereignis ging als Ping-Pong-Diplomatie in die Geschichte ein. Der Sport war es auch, der das Treffen des amerikanischen Präsidenten Richard Nixon und dessen Außenminister Henry Kissingers, mit dem chinesischen Staatsoberhaupt Mao Zedong und seinem Premier Zhou Enlai 1972 ermöglichte (Bachmann, 2005, S. 1f.).

Sport, vor allem der internationale Sport, kann somit ein machtvolles Instrumentarium zur Förderung von Frieden, Toleranz und Verständigung sein, da er überall gleiche Strukturen, Regeln und Symbole aufweist (Dierker & Pfister, 1984, S. 177). Der Spitzensport ist auf Grund seiner Internationalität auf Frieden und Völkerverständigung angewiesen (Dierker & Pfister, 1984, S. 177).

Im internationalen Sport treffen Sportler/innen vieler Nationen zusammen, lernen einander kennen, schließen Freundschaften; dies hilft, Vorurteile abzubauen. Es kommt „zum gegenseitigen Begegnen, Kennenlernen, Schätzen und Lieben“ (Henrich, 1973, S. 91). Es kann ein Respekt gegenüber anderen, ihrer Art, Nationalität und Weltanschauung

⁴⁴ vgl. Kapitel 6.

entstehen. Neben dem Austragen von Wettkämpfen werden auch gemeinsame Feste veranstaltet. Dadurch kommt es bei internationalen Sportbegegnungen zu einem Erlebnis der Zusammengehörigkeit und Völkerverständigung, auch wenn dies nur auf einige Tausend Sportler/innen und Zuschauer/innen beschränkt bleibt (Henrich, 1973, S. 91).

Aber nicht nur das Reglement hilft, bestimmte Werte wie Fairness, Chancengleichheit, Toleranz, Menschenwürde und Partnerschaftlichkeit zu erlernen, sondern auch der Sport an sich, da durch ihn die oben genannten positiven Begleiterscheinungen erlebt werden können.

8.2 Sport als Vermittler von Werten

Bewegung, Spiel und Sport stellen eine ideale Schule dar, weil sie wichtige Fähigkeiten und Werte für das Leben in der Gesellschaft vermitteln.

Es stellt sich nun die Frage, welche Wertdimensionen *in* und *durch* Bewegung, Spiel und Sport verwirklicht werden können. „Im“ Sport bedeutet nach Haag (1995, S. 153) die direkte Einbeziehung in Bewegungshandlungen in Sport; „durch“ Sport heißt die möglichenfalls indirekte Realisierung in anderen Handlungsfeldern, nachdem diese in Bewegungshandlungen verwirklicht worden sind. Beispiele von Werten und Einstellungen, die über Sport vermittelt werden können, wären Teamfähigkeit, Solidarität, Fairness, Toleranz, Verantwortung, Multikulturalität, etc. Es existiert eine Vielzahl von Wertvorstellungen, nach denen eine „gesellschaftlich-orientierte Gestaltung des Lebens erfolgen sollte“ (Haag, 1995, S. 153).

Eines der wesentlichsten Ziele des menschlichen Lebens sollte darauf hinsteuern, „daß das größte Glück der größten Zahl von Menschen Wirklichkeit wird“ (Haag, 1995, S. 153). Vor allem der Freizeitsport ist darauf ausgelegt, „Glück für alle Menschen“ zu schaffen. Glück, Freude, Wohlbefinden sind zentrale Inhalte von Sport und rechtfertigen nach Haag (1995, S. 153) auch dessen Existenz. Der Freizeitsport schafft im Leben jedes einzelnen eine Balance zwischen Arbeit und Freizeit (Haag, 1995, S. 153).

Der weltweite Informationsaustausch sorgt dafür, dass kulturelle Vielfalt immer mehr verloren geht. Doch sollte es ein erklärtes Ziel des Menschen sein, die kulturelle Vielfalt zu wahren. Ebenso ist es wichtig, andere Kulturen zu achten. Zur Völkerverständigung trägt der kulturelle Austausch wesentlich bei. Da die Bewegungskultur ein Element der Gesamtkultur bildet, kann Sport durch Volksspiele, Volkstänze und bodenständigen Bewegungsformen einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung der Kultur leisten (Haag, 1995, S. 154).

In der heutigen Zeit ist es wichtig, Toleranz und Kompromissfähigkeit zu zeigen. Der friedliche Wettstreit der Sportler/innen untereinander kompensiert sozusagen kriegerische Auseinandersetzungen. Vor allem der Fair Play Gedanke kann helfen, Toleranz und Kompromissfähigkeit zu fördern (Haag, 1995, S. 154).

Sport stellt einen Bereich des Lebens dar, in dem faires Verhalten möglich ist und das Ziel einer Wertorientierung verwirklicht werden kann (Haag, 1995, S. 155).

8.3 Sport und Persönlichkeitsentwicklung

Wie schon in Kapitel 2.5 besprochen, erfüllt der Sport etliche Funktionen. Neben der Erhaltung der Gesundheit und der körperlichen Leistungsfähigkeit hat der Sport im Leben jedes einzelnen sowie auch innerhalb der Gesellschaft „eine physische, psychische und sozioethische, d.h. eine ganzheitlich, umfassende Ausgleichs- und Bildungsfunktion“ (Groll, 1968, S. 20). Sport bedeutet nicht nur Training für den Körper, sondern er soll auch dafür eingesetzt werden, die geistigen Dimensionen der Person zu entfalten, im Sinne einer harmonischen Entwicklung aller menschlichen Fähigkeiten. Im Prozess der Persönlichkeitserziehung nimmt laut Hunold (1973, S. 143) der Sport eine wesentliche Rolle ein.

Sport kann Befriedigung und Freude an einer erbrachten Leistung, und dem damit verbundenem Erfolg, hervorrufen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass man sich beim Sport in viele Situationen begibt, die einem Einsatz und Engagement abverlangen und helfen seine Ängste zu überwinden (Haag, 1995, S. 155).

Sport bietet viele Möglichkeiten zur Gewinnung von Selbstvertrauen. Dieses beruht auf Selbstbestätigung von außen, d.h. wenn eine Bewegungshandlung erfolgreich erlernt und von der Umwelt wahrgenommen bzw. entsprechend gehuldigt wird, stärkt es das Selbstvertrauen (Haag, 1995, S. 155).

Unter dem Gesichtspunkt von Bewegungsverhalten kann man durch Sport bewusst leben. Die Erfahrungen mit sich selbst und dem eigenen Körper kann maßgeblich dazu beitragen, sich dem Augenblick hinzugeben (Haag, 1995, S. 156).

Die friedensstiftende Funktion des Sports wird meist darin gesehen, dass Sport hilft, über seine sozioemotionale Funktion Aggressionen abzubauen, unter Kontrolle zu bringen und zu entschärfen. Daher kann man Sport als Ventil für aufgestaute Aggressionen ansehen (Dierker & Pfister, 1984, S. 177).

8.4 Integration und interkulturelles Lernen durch Sport

Der Sport fördert nicht nur Völkerverständigung, er kann auch ein Mittel zur Integration sein und erfüllt somit eine klare Botschaft:

„Diskriminierung und Vorurteile sollen keine Chance haben“ (Vereinte Nationen, 2005, S. 3).

Sport führt Menschen aus verschiedenen Nationen, unterschiedlicher Herkunft und religiöser Zugehörigkeit zusammen, unterstreicht Gemeinsamkeiten und überbrückt kulturelle und ethnische Unterschiede. Durch Gedankenaustausch bei Sportveranstaltungen jeglicher Art und gelebtem Teamgeist lassen sich fremde Kulturen besser verstehen.

Sport bietet eine ideale Basis für die Kommunikation, da das Handeln im Sport in vielen Situationen leichter fällt als das darüber sprechen. Nach Kleiner (2006, S. 104) spricht Sport eine gemeinsame Sprache und schafft, wie sonst nur wenige Bereiche des Lebens, sprachliche Barrieren zu überwinden. „Die Botschaft des Sports verstehen die Menschen aller Nationen“ (Kleiner, 2006, S. 104f.).

Unter interkulturellem Lernen versteht man unter anderem das Sensibilisieren für die Andersartigkeit von Menschen unterschiedlicher Herkunft (Brenken, 2003, S. 12). Diese Art des Lernens beruht darauf, dass Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft sich in sozialen Zusammenhängen zusammenfinden wie beispielsweise in der Schule, Arbeit, etc. und somit mehr oder weniger angehalten sind, zusammen zu leben, zu arbeiten und zu lernen; dies hat aber auch zur Folge, dass Unterschiede und Konflikte auftreten können (Pühse & Roth, 1999, S. 14). Sport stellt Ebenen parat, in denen kulturelle und ethnische Unterschiede keinen so großen Stellenwert einnehmen. Er bietet Begegnungsmöglichkeiten, die auf dem gemeinsamen Erleben von Spaß, Spiel und Leistung aufbaut sind und auf der inhaltlichen Ebene auch kulturelle Spiele und Sportarten einbeziehen kann (Pühse & Roth, 1999, S. 21).

Es muss nochmals betont werden, dass im Sport mit seiner Körperorientierung auch Aggressionen und Konflikte auftreten können. Schlimmstenfalls könnte dies dazuführen, dass Konflikte auf ethnische Zugehörigkeit zurückgeführt werden. Tritt dieses Szenario ein, muss sehr sensible interveniert werden.

8.5 Sport und Entwicklungsarbeit

„Sport ist eine universelle Sprache. Sport bringt Menschen zusammen, egal welcher Herkunft, Wurzeln, religiösen Vorstellungen oder welchen wirtschaftlichen Status sie haben“ (Vereinte Nationen, 2005, S. 2).

Dieses Zitat hebt besonders deutlich hervor, welch hohes Potenzial die Vereinten Nationen dem Sport in der Entwicklungsarbeit und der Herstellung einer gerechten Welt beimessen.

1999 hat Kofi Annan die Welt des Sports aufgefordert, sich mit Politik und Wirtschaft zusammenzuschließen, um für eine gerechtere und friedlichere Welt einzustehen. Der Sport kann eine bedeutende Funktion einnehmen, um das Leben von Menschen zu verschönern und zu verbessern, nicht nur von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Gemeinschaften (Volknant, 2006, S. 41).

Im Jahr 2000 wurden von 189 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen die Millenniums-Entwicklungsziele⁴⁵ formuliert; auch der Sport ist miteinbezogen um diese Ziele bis 2015 zu erreichen:

- Beseitigung der extremen Armut und des Hungers;
 - Universelle Grundschulbildung;
 - Förderung der geschlechtlichen Gleichstellung;
 - Senkung der Kindersterblichkeit;
 - Verbesserung der Gesundheit von Müttern;
 - Bekämpfung von HIV/Aids, Malaria und anderen Krankheiten;
 - Sicherung der ökologischen Nachhaltigkeit;
 - Aufbau einer weltweiten Partnerschaft für Entwicklung
- (Ogi, 2005, S. 2f.).

Im November 2003 wurde von der UNO-Generalversammlung das Jahr 2005 zum „Internationalen Jahr des Sports und der Leibeserziehung“ (IYSPE 2005) erklärt (Ogi, 2005, S. 3).⁴⁶

⁴⁵ Millennium Development Goals (MDGs).

⁴⁶ Die Beweggründe für ein Jahr des Sports lagen darin, dass die Vereinten Nationen schon seit geraumer Zeit mit NGOs, Universitäten, Parlamenten und religiösen Gemeinschaften u.a. zusammen gearbeitet hatten und die Vereinten Nationen wollten noch eine systematische Zusammenarbeit mit einem bedeuteten Teilbereich der Gesellschaft: dem Sport.

Die Resolution 58/5 trägt den Titel „Sport als Mittel zur Förderung von Bildung, Gesundheit, Entwicklung und Frieden“ (Ogi, 2005, S. 3). Mit der UNO-Resolution 58/5 werden Regierungen, Sportorganisationen, die UNO selbst und ihre Agenturen, Entwicklungsorganisationen und Sportverbände gebeten, die Möglichkeiten des Sports für die Förderung von Erziehung und Ausbildung, Gesundheit, Entwicklung und Frieden zu nutzen. Die Annahme dieser Resolution zeigt eine starke politische Stellungnahme und ist eine Anerkennung der entwicklungs- und friedensfördernden Werte des Sports (Ogi, 2005, S. 3).

Sport eignet sich hervorragend als Mittel für die Entwicklungsförderung. Rund um den gesamten Globus gibt es unzählige Projekte, die auf Sport als Mittel zur Gesundheits-, Bildungs-, Entwicklungs- und Friedensförderung setzen. Seine Einsatzmöglichkeiten sind vielseitig: Als Sofortmaßnahme in kurz- oder langfristig angelegten Projekten der Entwicklungszusammenarbeit und in lokalem, regionalem oder globalem Maßstab. Die im Folgenden beschriebenen Projekte sollen die friedensfördernde Wirkung des Sports aufzeigen:

8.5.1 A.G.S.E.P⁴⁷

In Sri Lanka unterstützt AGSEP (Asian German Sports Exchange Program) den Friedensprozess, indem sportliche Events und soziale Projekte organisiert werden. Die Philosophie von AGSEP lautet schlicht und einfach „connecting sports people“. Durch das Zusammenbringen von Sportlerinnen und Sportlern stellt AGSEP eine Annäherung von internationalen und lokalen Sportmannschaften sicher, vor allem aber zwischen Mannschaften aus den unterschiedlichsten Asiatischen Ländern. Die sportlichen Veranstaltungen reichen von Fußball, Turnen, Tischtennis, Hockey, Badminton, Tanzen, Schwimmen bis hin zu Volleyball-Camps und Turnieren und vielen mehr.

Eines der Ziele von AGSEP ist es, durch verschiedene Sportveranstaltungen, sozialen Projekten und Workshops, den Friedensprozess in Sri Lanka zu unterstützen. Durch die Verbreitung von Informationen über die Unruhen in Sri Lanka sollen Meinungen, Einstellungen, Wissen und das Bewusstsein sowohl der srilankischen Bevölkerung als auch der restlichen Welt gestärkt werden und dazu beitragen, den Frieden im geteilten Sri Lanka wiederherzustellen.

⁴⁷ Die vorliegenden Informationen wurden entnommen aus: A.G.S.E.P. (2006, 25. Dezember). *AGSEP Profile*. Zugriff am 09. Februar 2007 unter <http://www.agsep.com/page.php?id=157>

Mit Hilfe von Sportevents versucht AGSEP die im bürgerkriegsartigen Zustand befindlichen Bevölkerungsgruppen (Singhalesen und Tamilen) wieder näher zusammenzubringen und einen Denkanstoß zur Aussöhnung zu geben und diese Botschaft auch über die nationalen Grenzen hinaus zu verbreiten. Das Hauptaugenmerk der Organisation liegt auf dem interkulturellen Sportaustausch.

8.5.2 Right to Play

Right to Play ist eine von Athlet(inn)en getragene Organisation, die Sport und Spiel nutzt, um die Lebensqualität benachteiligter Kinder nachhaltig zu verbessern. Ziel von Right to Play ist es, möglichst vielen Kindern und Jugendlichen in den unterprivilegierten Ländern dieser Welt, die sozialen Werte des Sports näher zubringen, ihre Entwicklung zu fördern und somit das Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Die UNO will dadurch die UNO-Millennium-Entwicklungsziele erreichen und im engeren Sinn „glücklichere, besser ausgebildete Kinder, sicherere, friedlichere Gemeinschaften, verbesserte Gesundheit und gesündere Lebensumstände; stärkere Individuen und Gemeinschaften“ schaffen (Alleblas, 2006, S. 7).

8.5.3 Fußball für den Frieden

Im Kolumbianischen Medellín wurde von dem Deutschen Jürgen Giesbeck das Straßenfußball-Projekt „Fútbol por la Paz“⁴⁸ ins Leben gerufen. Ziel des Initiators war es, den Jugendlichen, die ohne jegliche Berufsaussicht und die immer häufiger zu Drogen und Gewalt griffen, zusammenzuführen und ihnen eine neue Perspektive zu geben. Über Straßenfußball war und ist es ein Leichtes, möglichst viele Jugendliche zu erreichen und auf spielerische Art und Weise lernen sie, einander zu respektieren (Griesbeck, o.J., S. 1).

Das Projekt folgt bestimmten Regeln, die ein faires und Konflikt verarbeitendes Spiel gewährleisten. Nicht die Anzahl der geschossenen Tore entscheidet über Sieg oder Niederlage, sondern das faire Verhalten der Mannschaft; Sieger kann nur jene Mannschaft werden, die auch Fair Play-Punkte erzielt. Darüber hinaus müssen mindestens zwei Mädchen und zwei Jungen pro Team spielen. Eine weitere Bedingung ist, dass das erste Tor von einem Mädchen erzielt werden muss. Nur so kommen die von den Buben geschossenen Tore überhaupt in die Wertung. (Griesbeck, o.J., S. 1).

Das Projekt war und ist erfolgreich; die Jugendlichen aus den verschiedenen Stadtteilen stehen sich nicht mehr als Feinde, sondern als Partner gegenüber.

⁴⁸ „Fußball für den Frieden“.

Doch es ist hervorzuheben, Anzumerken ist, dass mit solchen Projekt nur Impulse gesetzt werden können, Jugendliche in einen Dialog mit Gleichaltrigen und mit der Gesellschaft zu bringen und sie somit an gewissen Regeln des Zusammenlebens heranzuführen. zu gewöhnen. In der Regel Im Normalfall gelingt es, Jugendliche über einen Zeitraum von ca. zwei Jahren zu erreichen, werden Jugendliche über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren erreicht, danach sind vor allem die Strukturen einer Stadt und einer Gesellschaft gefragt (Griesbeck, o.J., S. 1f.).

All diese Beispiele heben den positiven Charakter des Sports hervor. Doch Sport ist nicht von sich aus völkerverbindend, friedens- und entwicklungsfördernd. Nur durch zielstrebige und gut organisierte Projekt- und Bildungsarbeit können die Möglichkeiten, die der Sport bietet, umgesetzt werden.

Die diversen Projekte nutzen die einzigartige Eigenschaft des Sports zur Erreichung von Entwicklungszielen. So verankern sich beim Jugendlichen auf spielerische und lustbetonte Weise grundlegende Werte wie Respekt für den Gegner, Anerkennung von Regeln, Fair Play und Teamwork.

Ein bedeutender Aspekt ist die Funktion des Sports als Lebensschule. Durch sportliche Betätigung können Fähigkeiten entwickelt werden, die für das Leben in der Gesellschaft eine große Rolle spielen. „Sport ist ein Beitrag zur körperlichen, seelischen und geistigen Gesundheit“ (Ogi, 2005, S. 4).

Adolf Ogi⁴⁹ (2005, S. 4) fasst die Lektionen, die der Sport uns lehrt, in 10 Punkte zusammen:

1. Siegen, ohne überheblich zu werden;
 2. Niederlagen bewältigen und mit Würde hinnehmen;
 3. Teamgeist stärken;
 4. Sich selbst und die eigenen Grenzen erfahren;
 5. Training und Vorbereitung als Grundlage des Erfolges wahrnehmen;
 6. Gegner achten, denn ohne Gegner ist kein sportlicher Wettkampf möglich;
 7. Regeln einhalten;
 8. Gesunde Lebensformen wahren;
 9. Konflikte friedlich und gewaltfrei lösen;
 10. Lebensfreude bis ins hohe Alter erfahren und erhalten
- (Ogi, 2005, S. 4).

⁴⁹ Adolf Ogi war von 2001 -2007 „Sonderberater für Sport im Dienste von Entwicklung und Frieden“ im Auftrag der UNO.

Durch die gleichen Strukturen, Regeln und Symbole, die der Sport aufweist, können besonders gut Werte und Einstellungen vermittelt werden. Das Begreifen grundsätzlicher Werte wie Fairness, Solidarität, Teamgeist, Respekt, usw. ermöglicht Projekte sozialen Zusammenhalts sowie interkulturellen Dialogs und fördert nicht nur den einzelnen sondern die gesamte Gesellschaft.

Die positiven Werte und Einstellungen des Sports sind enorm wichtig und es muss ein Anliegen eines jeden sein, diese zu erhalten.

Sport verbindet Menschen unterschiedlichster Nationen. Im Sport geht es nicht nur wie allgemein angenommen um Leistung, Wettkampf, Weltmeisterschaften und heroisierten Athlet(inn)en. Es geht vor allem darum, Teamgeist und gemeinsame Ziele zu entwickeln (Vereinte Nationen, 2005, S. 2). Im Sport dreht sich alles um Menschlichkeit. Somit ist es möglich, mit und durch Sport, eine bessere Welt zu schaffen.

9 Schluss

Den Frieden herzustellen und zu sichern ist nach Calließ (1987a, S. 7) die wichtigste und dringlichste Aufgabe der Menschen in der heutigen Zeit.

Zwar ist in diesem Prozess die Politik am meisten gefordert, doch kann diese Aufgabe nicht ausschließlich den Politikerinnen und Politikern übertragen werden. Wenn dem Frieden eine realistische Chance eingeräumt werden soll, sind Engagement und Einsatz eines jeden einzelnen und somit der gesamten Gesellschaft gefordert.

Doch all jene, die aus dem Sportbereich kommen, sollten sich durch Bescheidenheit auszeichnen. Der Beitrag, den Sport zum Frieden leisten kann, ist ein indirekter. Jedoch kann der Sport sehr wohl etwas bewirken. Der Sport ist ein Bereich, in dem Lernprozesse und ein Wissensaustausch stattfinden können. Schlussendlich können durch Sport Begegnungen und Gespräche aufgebaut, Bindungen eingegangen und Verantwortung übernommen werden (Digel, 2008, S. 10).

Sport darf aber nicht als ein Allheilmittel angesehen werden. Da er ein kulturelles Phänomen darstellt, spiegelt Sport die jeweilige Gesellschaft wider und somit ist er genau so komplex und widersprüchlich wie diese. Sport ist das, was man aus ihm macht. Er ist so gut oder so schlecht wie die gesellschaftlichen Kräfte, die in ihm wirken bzw. wie die Menschen, die ihn betreiben.

Hier seien nochmals die kontroversen Auffassungen, welche Sport und Frieden zu Grunde liegen, angeführt:

1. Nach Pilz (1982a, S. 12) verursacht die wachsende Erfolgsmentalität im sportlichen Wettkampf, insbesondere im Leistungssport ein merkliches Ansteigen von Aggression und Gewalt.

Dagegen: Es lässt sich feststellen, dass körperliche Gewalt immer mehr unter Kontrolle gebracht werden konnte. Die Veränderung der Sportarten sowie die Festlegung eines sportartspezifischen Reglements haben zum Rückgang körperlicher Gewalt geführt (Pilz, 1982b, S. 38).

2. In seinen Strukturen ähnelt der Wettkampfsport der leistungsbezogenen und konkurrenzorientierten Gesellschaft.

Dagegen: Im sportlichen Wettkampf kann man lernen, Konflikte friedlich zu lösen. Sport bietet die Möglichkeit eines friedlichen Wettstreits. Vor allem im sportpädagogischen Bereich sollte man Konflikte und Aggressionen bewusst zum Gegenstand machen, um zu lernen, in einer kontrollierten und menschenwürdigen Art und Weise mit ihnen umzugehen (Günzel, 1999, S. 328).

3. Vor allem der internationale Spitzensport kann nicht zu Völkerverständigung beitragen, da auf Grund der vielen Zwänge des Leistungssports, die erwarteten Begegnungen faktisch gar nicht stattfinden und es auch immer wieder vorkommt dass Sport den Nationalismus anstachelt (Güldenpfennig, 1989, S. 45).

Dagegen: Aber grade bei internationalen Großveranstaltungen bietet die nationale Symbolik die Möglichkeit friedlicher Begegnungen (Schelsky, 1973, S. 24).

4. Sport, so wie wir ihn heute kennen, ist ein Produkt der westlich orientierten Industriegesellschaft und als Teil „des imperialistischen Unterdrückungssystems, eine Form des aggressiven neokolonialistischen Kulturexports“ (Eichberg, 1982, 1983; zit.n. Güldenpfennig, 1989, S. 45). Somit ist er ein Instrument, mit Hilfe dessen die Entwicklungsländer abhängig gemacht werden können.

Dagegen: Sport spielt in der Entwicklungsarbeit und der Gestaltung einer gerechteren Welt eine bedeutende Rolle.

5. Der Sport kann nur im funktionalistischen Sinne einen Beitrag zum Frieden leisten; d.h. er kann durch den automatischen Transfer der in seinem eigenen Handlungsfeld selbst liegenden Formen friedlicher Begegnung und Konfliktbewältigung in andere gesellschaftliche Bereiche hineinreichen. Doch gegenüber allgemeinpolitischen Problemen sollte er eine neutrale Stellung beziehen, da er dafür kein geeignetes oder legitimes Mittel besitzt (Giesler, 1892; zit.n. Güldenpfennig, 1989, S. 45f.).

Dagegen: Der Sport muss, auch wenn sein Handlungsfeld keine geeigneten eigenständigen Grundlagen und Legitimationen zur Verfügung stellt, sich für allgemeinpolitische Ziele einsetzen beispielsweise für die Sicherung des Friedens oder auch für Sanktionen politischer Gegner (Güldenpfennig, 1989, S. 46).

6. Die friedenspädagogischen und -politischen Möglichkeiten des Sports sind vor allem „auf der Ebene der praktischen Handlungsstrukturen des sportspezifischen Tätigkeitsfeldes“ zu sehen (Güldenpfennig, 1989, S. 46).

Dagegen: Die Ziele des Sports, um einen Beitrag zum Frieden zu leisten, sind aber vorrangig über sport- und allgemeinpolitisch gestaltenden Tätigkeiten zu realisieren.

Man sieht, Sport ist weit davon entfernt, vollkommen zu sein; dennoch entwickelt er einen Sinn für Zusammengehörigkeit sowie auch gemeinsame Wünsche, Hoffnungen und Ziele werden ihm zu gesprochen (Ogi, 2005, S. 2).

Sport hilft, essentielle Werte wie Fairness bzw. Achtung vor dem/der Gegner/in, Teamgeist, etc. zu erlernen und diese zu verinnerlichen. Außerdem spendet Sport Lebensfreude und Erholung, fördert Gesundheit und Bildung, beflügelt den Wettbewerb und das Leistungsstreben, stärkt den Charakter, hilft Heimatverbundenheit zu entwickeln sowie Frieden und Völkerverständigung zu festigen (Hunold, 1973, S. 143). Im Sport geht es in einer ganz besonderen Form um Menschlichkeit; er soll helfen, wertvolle Fähigkeiten zu vermitteln und zu fördern. Die positiven Inhalte und Werte des Sports sind für das Leben essentiell. Es kommt vor allem darauf an, diese zu erhalten und diesbezüglich sind vor allem die Athlet(inn)en gefordert, ihren Vorbildfunktionen gerecht zu werden.

In vielerlei Hinsicht steht der Sport in enger Beziehung mit den Tendenzen zur gesellschaftlichen Gewaltminderung und Friedensförderung.

Wie schon erwähnt, weist Sport viele Widersprüchlichkeiten auf: Einerseits möchte der Sport Zufriedenheit vermitteln andererseits schafft er durch Siege und Leistungen hierarchische Strukturen. Sportliche Aktivitäten können sowohl Aggressionen wecken und fördern als auch kanalisieren. Ebenso widersprüchlich ist die Tatsache, dass ihm die Fähigkeit der Völkerverständigung und des sich Kennenlernens, im Sinne der Olympischen Idee, zu geschrieben wird andererseits geht es im Sport um das Austragen eines Kampfes, des Wettkampfes zwischen Systemen und Nationen. Dadurch kann Sport sowohl Kriegen dienen, als auch zum Frieden erziehen. Aus historischer Sicht wird Sport eher mit Krieg als mit Frieden in Zusammenhang gebracht; denn Sport wird oft mit Ersatzkrieg, ritualisiertem Krieg oder als symbolischer Kampf dargestellt.

Auf Grund dieser Tatsachen stellt dich die Frage: Wie kann der Sport ein friedvolles Miteinander fördern, wenn er doch selbst konkurrenzorientiert und somit auf das Gegeneinander gerichtet ist?

Die Antwort darauf liegt im richtigen Einsatz von Sport und Sportveranstaltungen sowie deren moralisch korrekten Vermittlung und Umsetzung.

Sport kann einen möglichen Beitrag zum Frieden leisten, vor allem hinsichtlich des verhaltensorientierten, auf einer Ebene beruhenden, pädagogischen und sozialen Verständnis des Friedens. Das Rollenspiel in den einzelnen Sportgruppen bzw. Mannschaften fördert den Abbau von Vorurteilen, wirkt Konflikten zwischen Menschen entgegen und hilft diese zu lösen (Rösch, 1977c, S. 56f.). Hier wird dem freien, nicht zweckgebundenen, Spiel im Sport und der kreativen Bewegungsentfaltung eine wichtigere Rolle zugeschrieben als dem wettkampf- und leistungsorientierten Sport. Der Friedenserziehung sollte hier eine besondere Funktion zugesprochen werden. Sport kann als friedensfördernde und persönlichkeitsstärkende Erziehungsmaßnahme genutzt werden.

Vor allem die Werte, die Sport vermitteln kann, sind für den Friedensbeitrag relevant. Grundbedingung für den friedlichen Sport ist: Die Einhaltung sportlicher Fairness, Gerechtigkeit, Achtung der Regeln und somit auch Achtung vor dem/der Gegner/in und Schiedsrichter/in. Diese Werte sind für den Sport unverzichtbar. Hier liegt eine wesentliche Chance des Sports, seinen Beitrag zum Frieden zu leisten.

Ebenso ist der eigentliche „Geist des Sports“ auf Völkerverständigung ausgerichtet. Die Internationalität sportlicher Regeln ist ein bedeutendes Charakteristikum dieser Verständigung. Es beweist, dass beim, auf Konkurrenz ausgelegten, Sport, es trotzdem möglich ist, ein Zusammenleben zu organisieren, in dem Regeln als verbindlich angesehen werden (Huber, 2001, S. 184).

Wenn Sport mit einem Ethos kompatibel sein soll, das sich an der Option für Gewaltfreiheit ausrichtet, dann muss dies auch für den Sport gelten. Das Problem der Gewalt im Sport, vor allem im Leistungssport, entsteht dadurch, dass auf der einen Seite die Aktiven selbst Gewalt praktizieren, auf der anderen Seite die Zuschauer/innen bzw. Fans auch zu Gewalttätigkeiten neigen. Für Huber (2001, S. 184) ergibt sich daraus eine doppelte Verantwortung des Sports: Erstens muss im Sport das Gebot der Fairness gelten; d.h. wie groß auch immer die sportliche Rivalität sein mag, der gebührende Respekt vor dem/der Gegner/in muss eingehalten werden. Zweitens darf die Unterstützung durch die Zuschauer/innen nicht in aggressives Verhalten umschlagen.

Sport hat ein enormes Potential hinsichtlich der positiven individuellen Persönlichkeitsentwicklung, der sozialen Integration, der Förderung des Friedens, der Konfliktvermeidung und -bewältigung, der Erhaltung und Förderung der Gesundheit, ebenso wie in Fragen der Gleichberechtigung, wirtschaftlicher Entwicklung und Kommunikation (Volknant, 2006, S. 42).

Wegen seiner grenzüberschreitenden Kraft erlangt der Sport positive Auswirkungen für die internationale Entwicklung und Zusammenarbeit. Sport kann die Brücke und das Medium einer interkulturellen Kommunikation werden; dadurch gelingt es, das Eis zwischen den Kulturen zu brechen und Menschen miteinander zu verbinden.

Im aktiven sowie im passiven Sport darf die von ihm ausgehende Kraft nicht unterschätzt werden; sie bildet einen festen Bestandteil der heutigen Erlebnisgesellschaft. Sport kann somit interdisziplinär genutzt werden, aber vor allem die Art und Weise, wie diese zum Tragen kommen, liegt ausschließlich in unserer Verantwortung. Wir sind es, die die Welt für unsere Nachkommen gestalten und es ist unsere Aufgabe, dies so gut und human wie möglich zu machen. Richtig eingesetzt eignet sich das Instrument Sport hervorragend, eine friedlichere Zukunft zu sichern.

Für diese Position des Sports sind zwei Motive gegeben:

1. Ein „bereichs-egoistisches Motiv“ (Güldenpfennig, 1992, S. 88), das die spezielle Betroffenheit des Sports durch die allgemeinpoltische Entwicklungen zeigt;
2. Die grundsätzliche Mitverantwortung für eine friedenspolitisch relevante Entwicklung. Somit ist größte Einfühlsamkeit von Nöten. Die Einbeziehung des Sports in die Friedensbewegung muss zeigen, dass Toleranz und Fairness das Fundament des modernen Sports sind (Güldenpfennig, 1992, S. 88).

Frieden im umfassenden, globalen Sinn ist durch Sport - und vorweg durch den internationalen Sport - nicht möglich. Was die Politik nicht schafft, wird dem Sport auch nicht gelingen. Vor allem ist es nicht die Aufgabe des Sports mit weltpolitischen Problemen fertig zu werden. Jedoch kann mit Recht behauptet werden, dass sportliche Begegnungen einen „partikulären Frieden“ schaffen (Rösch, 1980, S. 101). Aber könnte nicht eben dieser, strategisch und moralisch richtig eingesetzt, ausgedehnt und somit für den umfassenden Frieden genutzt werden? In den Augen der Autorin ist die Antwort darauf, wenn die moralischen Grundsätze genutzt und eingesetzt werden, ein klares „Ja“.

10 Literaturverzeichnis

- A.G.S.E.P. (2006, 25. Dezember). *AGSEP Profile*. [elektronisch v.]
- Alleblas, C. (2006, 11. September). Right to Play und Sport für Entwicklung. In H. Hartmeyer (Mod.), *Welches Potenzial bietet der Sport für den Entwicklungsprozess und die Schaffung einer gerechteren Welt? Ansprache auf dem Dialogforum Sport und Entwicklung* (S. 6-8). [elektronisch v.]
- Alt, F. (1983). *Frieden ist möglich. Die Politik der Bergpredigt*. München: R. Piper & Co.
- Auberle A. & Klosa, A. (Red.) (2001). Duden – Herkunftswörterbuch: Etymologie der deutschen Sprache. In M. Wermke, A. Klosa, K. Kunkel-Razum & W. Scholze-Stubenrecht (Hrsg.), *Der Duden in zwölf Bänden, Band 7*. (3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Mannheim: Bibliographisches Institut & F.A.Brockhaus AG.
- Bachmann, S. (Red.). (2005). *Spiel und Sport als Lebensschule, Brückenbauer und Friedensförder*. [elektronische v.]
- Bast, R. (1982). *Friedenspädagogik. Möglichkeiten und Grenzen einer Erziehung zum Frieden*. Düsseldorf: Schwann.
- Brenken, A. (2003). Spiele aus fremden Ländern. Wie Schüler unterschiedlicher Herkunft zusammen spielen und lernen. *Sportpädagogik*, 27 (6), 12 – 15.
- Broschart, M. (1978). *Erziehung zum Frieden. Auseinandersetzung mit friedenspädagogischen Konzepten in der Bundesrepublik Deutschland*. (Europäische Hochschulschriften, XI, Bd. 51). Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Bühler, A. (2003). Grundprobleme der Hermeneutik. In A. Bühler (Hrsg.), *Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation* (S. 3-19). Heidelberg: Synchron.
- Büsch, H. (1985). Der Versuch einer philosophisch-anthropologischen Begründung von Krieg und Frieden im Sport. In H. Becker (Red.), *Sport im Spannungsfeld von Krieg und Frieden. Fachtagung der DVS-Sektion Sportgeschichte vom 4. – 6. April 1984 an der Führungs- und Verwaltungs-Akademie des Deutschen Sportbundes in Berlin*. (DVS- Protokoll, 15, S. 188-209). Clausthal-Zellerfeld: DVS.
- Cachay, K. & Thiel, A. (2000). *Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports der modernen Gesellschaft*. (Grundlagentexte Soziologie). Weinham, München: Juventa.
- Calließ, J. (1987a). Friedenserziehung – Hoffnung in einer von Unfrieden und Ungerechtigkeit bedrohten Welt. In J. Calließ & R.E. Lob (Hrsg.), *Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung* (Grundlagen, Bd. 1, S. 6-10). Düsseldorf: Schwann.
- Coubertin, P. de (1966). *Der Olympische Gedanke. Reden und Aufsätze*. Stuttgart: Olymp. Sport-Verlag.
- Czempiel, E.-O. (1986). *Friedensstrategien. Systemwandel durch Internationale Organisationen, Demokratisierung und Wirtschaft*. Paderborn, München, Wien, Zürich: (UTB) Schöningh.

- Danckwortt, D. (1965). Erziehung zur internationalen Verständigung. München: Juventa.
- Danner, H. (2006). *Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. Einführung in Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik* (5., Auflage). München: (UTB) Reinhardt.
- Däubler-Gmelin, H. (2008). OF-PODIUM. Aufeinander zugehen – das nützt China und den Menschenrechten. *Olympisches Feuer*, (2), 6-7.
- Daume, W. (1983). Vorwort. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 7-9). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Decker, W. (1985). Die Synthese von Krieg und Sport im Dienste des Friedens: Das Ägyptische Model. In H. Becker (Red.), *Sport im Spannungsfeld von Krieg und Frieden. Fachtagung der DVS-Sektion Sportgeschichte vom 4. – 6. April 1984 an der Führungs- und Verwaltungs-Akademie des Deutschen Sportbundes in Berlin.* (DVS- Protokoll, 15, S. 5-16). Clausthal-Zellerfeld: DVS.
- Deister, G. (2008). Trotz allem: Die Olympischen Spiele in Peking sind eine Chance. *Olympisches Feuer*, (2), 12-15.
- Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (1948, 10. Dezember). *Resolution 217 A (III)*. [elektronisch v.]
- Dierker, H. & Pfister, G. (1984). Sport. In B. Reich & N.H. Weber (Hrsg.), *Unterricht im Dienste des Friedens. Bedingungen und Möglichkeiten einzelner Unterrichtsfächer zur Friedenserziehung in der Sekundarstufe I* (S. 177-202). Düsseldorf: Schwann.
- Dietrich, K. (1983). Unfriedliche Elemente in der gegenwärtigen Wirklichkeit des Sports- und Möglichkeiten ihrer Überwindung. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 18-20). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Digel, H. (1988). Sport als Interessenobjekt nationalstaatlicher Politik. In H. Digel (Hrsg.), *Sport im Verein und im Verband. Historische, politische und soziologische Aspekte* (Texte, Quellen, Dokumente zur Sportwissenschaft, 22, S. 138-157). Schorndorf: Hofmann.
- Digel, H. (2008). Menschenrechte und olympischer Sport: Auf drängende Fragen gibt es oft nur unzureichende Antworten. *Olympisches Feuer*, (2), 9-10.
- Drosdowski, G. (1989). Duden – Etymologie: Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. In G. Drosdowski, R. Köster, W. Müller & W. Scholze-Stubenrecht (Red.), *Der Duden in 10 Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache, Band 7* (2., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage). Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Ehalt, H. Ch. & Weiß, O. (1993). Sport als kulturelles und gesellschaftliches Gebilde. In H. Ch. Ehalt & Weiß, O. (Hg.), *Sport zwischen Disziplinierung und neuen sozialen Bewegungen*. (Kulturstudien, 23, S. 9-12). Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Eichberg, H. (1979). *Der Weg des Sports in die industrielle Zivilisation*. (Planen, 6). Baden-Baden: Nomos.

- Eichberg, H. (1986). Sport und Gesellschaft. Zur historisch-kulturellen Relativität des Leistens in Sport und Spiel. In H. Eichberg; Hrsg. von W. Hopf, *Die Veränderung des Sports ist Gesellschaftlich. Die historische Verhaltensforschung in der Diskussion* (Sport, Kultur, Veränderung, 2, S. 9-34). Münster: Lit.
- Elias, N. (1983). Die Genese des Sports als soziologisches Problem. In N. Elias & E. Dunning (Hg.), *Sport im Zivilisationsprozeß. Studien zur Figurationssoziologie* (Sport, Kultur, Veränderung, 8, S. 9-46). Münster: Lit.
- Enz, F. (1977). Die Kirche und die Idee des Friedens im Sport Aufgaben und Möglichkeiten. In P. Jakobi & H.-E. Rösch (Hrsg.), *Sport – Dienst an der Gesellschaft* (Schriftenreihe Christliche Perspektiven im Sport, 2, S. 20-44). Mainz: Matthias-Grünwald.
- Eschig, G. Marritsch, M. & Rossbacher, B. (Red.). (2007a). *Österreichische UNESCO-Kommission*. [elektronisch v.].
- Eschig, G. Marritsch, M. & Rossbacher, B. (Red.). (2007b). *Das Bildungsprogramm der UNESCO*. [elektronisch v.].
- Eykmann, W. (1991). *Friedensverkündung und Friedenserziehung. Ein Versuch ihrer wechselseitigen Zuordnung*. Würzburg: Echter.
- Franke, E. (1994). Dopingdiskurse: Eine Herausforderung für die Sportwissenschaft. In K.H. Bette (Hrsg.), *Doping im Leistungssport. Sozialwissenschaftlich beobachtet* (Sozialwissenschaft des Sports, 1, S. 67-99). Stuttgart: Nagelschmid.
- Friedli, R. (1981). *Frieden wagen. Ein Beitrag der Religionen zur Gewaltanalyse und zur Friedensarbeit*. (Ökumenische Beihefte zur Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie, 14). Freiburg: Universitätsverlag.
- Gabler, H. (2001). Fairneß/Fair play. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 99, S. 149-158). Schorndorf: Hofmann.
- Gabler, H., Schulz, H.-J. & Weber, R. (1982). Zuschaueraggressionen – eine Feldstudie über Fußballfans. In G. Pilz, D. Albrecht, H. Gabler, E. Hahn, D. Peper, J. Sprenger, H.-F. Voigt, M. Volkamer & K. (Hrsg.), *Sport und Gewalt* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 42, S. 23-59). Schorndorf: Hofmann.
- Galtung, J. (1970). Friedensforschung. In E. Krippendorf (Hrsg.), *Friedensforschung* (Neue wissenschaftliche Bibliothek, 29: Soziologie, S. 519-536). Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Galtung, J. (1975). *Strukturelle Gewalt. Beiträge zur Friedens- und Konfliktforschung*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Geißler, A. (1967). *Was ist Leibeserziehung? Ein Beitrag zum Selbstverständnis der Leibeserziehung*. (Pädagogisches Spektrum, 5). Ratingen bei Düsseldorf: Henn.
- Girtler, R. (1993). Die wilden Stämme der Fußballfans. In H. Ch. Ehalt & Weiß, O. (Hg.), *Sport zwischen Disziplinierung und neuen sozialen Bewegungen*. (Kulturstudien, 23, S. 229-245). Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Griesbeck, J. (o.J). *Praxis: Straßenfußball für den Frieden*. [elektronisch v.].

- Grimm, J. & Grimm W. (1984). *Deutsches Wörterbuch*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. (Nachdruck der Erstausgabe 1878).
- Groll, H. (1968). Pädagogische Standpunkte. In R. Weiler (Hrsg.) *Geist des Sports* (Broschürenreihe der Christl. Sportakademie Österreichs, 1, S. 19-24).
- Grupe, O. (Hrsg.). (1982). *Bewegung, Spiel und Leistung im Sport. Grundthemen der Sportanthropologie*. (Reihe Sportwissenschaft, Ansätze und Ergebnisse, 18). Schorndorf: Hofmann.
- Grupe, O. (1996). Die Olympische Idee ist pädagogisch. Zum Problem einer olympischen Erziehung. In N. Müller & M. Messing (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta* (Olympische Studien, 2, S. 23-38). Kassel: Agon-Sportverlag.
- Grupe, O. (Hrsg.). (2000). *Vom Sinn des Sports. Kulturelle, pädagogische und ethische Aspekte*. (Reihe Sportwissenschaft, Ansätze und Ergebnisse, 25). Schorndorf: Hofmann.
- Grupe, O. (2001). Gibt es ein Leitbild des olympischen Sports? In M. Krüger (Hrsg.), *Olympische Spiele: Bilanz und Perspektiven im 21. Jahrhundert* (Sport Forschung und Wissenschaft, 1, S. 58-73). Münster: Lit. Verlag.
- Grupe, O. (2004). Olympische Pädagogik. In Nationales Olympisches Komitee für Deutschland (Hrsg.), *Olympische Erziehung – eine Herausforderung an Sportpädagogik und Schulsport* (S. 35-52). Sankt Augustin: Academia.
- Grupe, O. & Krüger, M. (1997). *Einführung in die Sportpädagogik* (Sport und Sportunterricht, 6). Schorndorf: Hofmann.
- Grupe, O. & Krüger, M. (2001). Sport. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 99, S. 478-484). Schorndorf: Hofmann.
- Güldenpfennig, S. (1983). Über die Möglichkeiten und die Legitimation des Sports zum Engagement für den Frieden. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 47-80). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Güldenpfennig, S. (1989). *Frieden - Herausforderung an den Sport. Ansätze sportbezogener Friedensforschung*. (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 29). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Güldenpfennig, S. (1992). *Der politische Diskurs des Sports. Zeitgeschichtliche Beobachtungen und theoretische Grundlagen* (Edition Sport & Wissenschaft, 16). Aachen: Meyer & Meyer.
- Güldenpfennig, S. (2004a). *Olympische Spiele als Weltkulturerbe. Zur Neubegründung der Olympischen Idee*. Sankt Augustin: Academia.
- Güldenpfennig, S. (2004b). Olympischer Friede: Fixe Idee statt olympische Idee?. *SportZeiten: Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft*, 4 (2), 17-31.

- Güldenpfennig, S. & Meyer, H. (1983). Sportler für den Frieden? Zur Einleitung in den Band. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 10-17). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Günzel, W. (1999). Friedenserziehung im Sportunterricht. In W. Günzel & R. Laging (Hrsg.), *Neues Taschenbuch des Sportunterrichts, 1. Grundlagen und pädagogische Orientierung* (S. 323-340). Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Haag, H. (1995). *Sportphilosophie*. (Studienbücher Sport). Frankfurt am Main: Diesterweg. Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg: Sauerländer.
- Heck, A. (1993). *Friedenspädagogik – Analyse und Kritik*. (Pädagogik in der Blauen Eule, 15). Essen: Die Blaue Eule.
- Heck, G. & Schurig, M. (1991). Friedenserziehung versus Erziehung zur Friedlichkeit. (Originalbeitrag, 1990). In G. Heck & M. Schurig (Hrsg.), *Friedenspädagogik. Theorien, Ansätze und bildungspolitische Vorgaben einer Erziehung zum Frieden (1945-1985)* (S. 3-25). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Heinemann, K. (1980). *Einführung in die Soziologie des Sports*. (Sport und Sportunterricht, 1). Schorndorf: Hofmann.
- Heinz, H. (Red.). (2007). *Der Brockhaus Sport: Sportarten und Regeln, Wettkämpfe und Athleten, Training und Fitness* (6., Völlig neu bearbeitete Auflage). Mannheim: F.A. Brockhaus.
- Henrich, F. (1973). Der Beitrag des Sports zur Integration der Weltgesellschaft. In O. Grupe (Hrsg.), *Sport in unserer Welt-Chancen und Probleme. Referate, Ergebnisse, Materialien. Wissenschaftlicher Kongress München vom 21.-25. August 1972* (S. 90-91). Berlin: Springer Verlag.
- Höfer, A. (1994). *Der Olympische Friede. Anspruch und Wirklichkeit einer Idee*. (Studien zur Sportgeschichte, 2). Sankt Augustin: Academia.
- Höfer, A. (2003). Die Friedenshoffnung Sport wird oft überschätzt. *Olympisches Feuer*, (1), 8-10.
- Höfer, A. (2008). Licht und Schatten: Der lange Weg des Olympischen Feuers. *Olympisches Feuer*, (2), 16-19.
- Huber W. (2001). Frieden. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 99, S. 180-184). Schorndorf: Hofmann.
- Huber, W. & Reuter, H.-R. (1990). *Friedensethik*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Huning, A. (1997). Sport und Ethik in der Industriegesellschaft. In S. Yaldai, T. Stemper & P. Wastl (Hrsg.), *Menschen im Sport. Geschichtliche, ethische, pädagogische, gesellschaftliche und gesundheitliche Aspekte. Festschrift zur Emeritierung von Univ.-Prof.Dr.Heinz-Egon Rösch* (S. 123-130). Köln: Sport und Buch Strauß.

- Hunold, A. (1973). Der Beitrag des Sports im Prozeß der Persönlichkeitserziehung. In O. Grupe (Hrsg.), *Sport in unserer Welt – Chancen und Probleme. Referate, Ergebnisse, Materialien. Wissenschaftlicher Kongress München vom 21.-25. August 1972* (S. 143-144). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Jäger, U. (2003). Die Bedeutung von Friedenserziehung für die Überwindung von Gewalt. In P. Hämmerle & T. Roithner (Hrsg.), *Dem Rad in die Speichen fallen. Stimmen von FriedensnobelpreisträgerInnen und das Österreichische Netzwerk für eine Kultur des Friedens und der Gewaltfreiheit* (S. 268-284). Wien: Thomas Roithner.
- Jakobi, P. (1990). Fairneß braucht Wurzeln – die wichtigste Tugend des Sports aus theologischer Sicht. In H. Gabler & U. Göhner (Hrsg.), *Für einen besseren Sport ... Themen, Entwicklungen und Perspektiven aus Sport und Sportwissenschaft* (S. 16-28). Schorndorf: Hofmann.
- Jakobi, P. & Rösch H.-E. (1982). Fair Play – Ein Beitrag zur Überwindung der Brutalität im Sport. Eine Erklärung der Wissenschaftlichen Kommission des Arbeitskreises – Kirche und Sport – der Katholischen Kirche Deutschlands. In P. Jakobi & H.-E. Rösch (Hg.), *Sport und Menschenwürde* (Schriftenreihe christliche Perspektiven im Sport, 6, S. 205-211). Mainz: Matthias-Gründewald.
- Jordan, B., Lenz, A. & Schweer, J. (1996). *Die olympischen Spiele. Athleten, Rekorde, Hintergründe aus 100 Jahren*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Kaiser, K. (1970). *Friedensforschung in der Bundesrepublik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kleiner, K. (2006). Sportethik in Bewegung: Wozu sollen wir im Sport moralisch sein wollen? In B. Maier (Hrsg.), *Prinzip Mensch im Sport. 50 Jahre Kirche und Sport in Österreich. Festschrift für Rudolf Weiler* (S. 101-129). Purkersdorf: Brüder Hollinek.
- Kluge, F. (1967). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache* (20. Auflage). Berlin: Walter de Gruyter.
- Korte, A. (2001). Die Konsolidierung und Entwicklung der Kinder- und Jugendsportschulen der DDR in den 60er Jahren. In W. Buss & Ch. Becker (Hrsg.), *Aktionsfelder des DDR-Sports in der Frühzeit 1945-1965* (Wissenschaftliche Berichte und Materialien, Bundesinstitut für Sportwissenschaft, 15, S. 259-291). Köln: Buch & Strauß.
- Krawczyk, Z., Jaworski, Z. & Ulatowski, T. (1973). Die Dialektik des Wandels im modernen Sport. In O. Grupe (Hrsg.), *Sport in unserer Welt – Chancen und Probleme. Referate, Ergebnisse, Materialien. Wissenschaftlicher Kongress München vom 21.-25. August 1972* (S. 60-66). Berlin, Heidelberg: Springer.
- Krüger, A. (1975). *Sport und Politik. Von Turnvater Jahn zum Staatsamateur*. Hannover: Fackelträger.
- Krüger, A. (1983). Die Rolle des Sports bei den Kriegsvorbereitungen des nationalsozialistischen Deutschlands. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 137-152). Köln: Pahl-Rugenstein.

- Krüger, M. (2008). „The Games must go on“ – auch diesmal. *Olympisches Feuer*, (2), 14-15.
- Küng, H. (2005). Plädoyer für eine Glaubwürdigkeit des Sports. *Olympisches Feuer*, 55 (5), 6-7.
- Lämmer, M. (1985). Zum Verhältnis von Sport und Krieg in der griechischen Antike. In H. Becker (Red.), *Sport im Spannungsfeld von Krieg und Frieden. Fachtagung der DVS-Sektion Sportgeschichte vom 4. – 6. April 1984 an der Führungs- und Verwaltungs-Akademie des Deutschen Sportbundes in Berlin*. (DVS- Protokoll, 15, S. 17-30). Clausthal-Zellerfeld: DVS.
- Landau, M. (1984). *Friede zwischen Ideal und Wirklichkeit. Ein Diskussionspapier* (Schriftenreihe der AKV). Wien: Arbeitsgemeinschaft Katholischer Verbände.
- Lenk, H. (1964). *Werte, Ziele, Wirklichkeit der modernen Olympischen Spiele*. Schorndorf: Hofmann.
- Lenk, H. (2006). Zur Zukunft des Fair Play oder Gegen das Verramschen der ethischen Orientierung. *DSB-Jahresmagazin: eine Publikation des Deutschen Sportbundes*, 2005/(2006), 17-19.
- Lenk, H. & Pilz G.A. (1989). *Das Prinzip Fairneß*. Zürich: Edition Interform. Osnabrück: Fromm.
- Maier, B. (1998). *Sport heute - eine sozialetische Herausforderung*. (Broschürenreihe der Christlichen Sportakademien Österreichs, 17). Hollabrunn: MBC.
- Maier, B. (2000). *Hochleistungssport. Ethische Perspektiven eines Zeitphänomens* (Broschürenreihe der Christlichen Sportakademie Österreichs, 19). München: Don-Bosco-Verlag.
- Maier, B. (2004). *Sport, Ethik, Religion. Eine kleine summa ethica athletica*. (Schriftenreihe der Christlichen Sportakademie Österreichs, 22). Hollabrunn: MBC.
- Meinberg, E. (1991). *Die Moral im Sport. Bausteine einer neuen Sportethik*. (Edition Sport & Wissenschaft, 9). Aachen: Meyer&Meyer.
- Milborn, C. (2008). China am Prüfstand. *Format*, 30, 41-46.
- Minssen, F. (1991). Umgang mit dem Konflikt – Kern der Friedenserziehung. (Original veröffentlicht 1970). In G. Heck & M. Schurig (Hrsg.) *Friedenspädagogik. Theorien, Ansätze und bildungspolitische Vorgaben einer Erziehung zum Frieden (1945-1985)* (S. 135-156). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Müller, N. (2001). Olympische Erziehung. In O. Grupe & D. Mieth (Hrsg.), *Lexikon der Ethik im Sport* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 99, S. 385-395). Schorndorf: Hofmann.
- Nicklas, H. (1996). Erziehung zur Friedensfähigkeit. In P. Imbusch & R. Zoll (Hrsg.), *Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung* (3., überarbeitete Auflage) (Friedens- und Konfliktforschung, 1, S. 541-559). Wiesbaden: VS.

- Nigmann, W. (1996). Pierre de Coubertin: Der Beitrag der Olympischen Spiele zum internationalen Frieden. In N. Müller & M. Messing (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta* (Olympische Studien, 2, S. 63-73). Kassel: Agon-Sportverlag.
- Ogi, A. (2005, 17. Mai). *Kamingespräch der DGVN Berlin-Brandenburg*. [elektronisch v.].
- Ogi, A. (2006, 11. September). „Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden: Die Ziele der UNO durch Sport erreichen“. In H. Hartmeyer (Mod.), *Welches Potenzial bietet der Sport für den Entwicklungsprozess und die Schaffung einer gerechteren Welt? Ansprache auf dem Dialogforum Sport und Entwicklung* (S. 3-6). [elektronisch v.]
- Picht, G. (1991). Zum Begriff des Friedens. (Original veröffentlicht 1974). In G. Heck & M. Schurig (Hrsg.), *Friedenspädagogik. Theorien, Ansätze und bildungspolitische Vorgaben einer Erziehung zum Frieden (1945-1985)* (S. 72-79). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Pilz, G.A. (1982a). Einführung. Sport und körperliche Gewalt – Darstellung aktueller Probleme. In G.A. Pilz (Hg.), *Sport und Körperliche Gewalt* (S. 9-23). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Pilz, G.A. (1982b). Körperliche Gewalt von Sportlern - Zum aktuellen Stand sportwissenschaftlicher Forschung. In G.A. Pilz (Hg.), *Sport und Körperliche Gewalt* (S. 35-49). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Pilz, G.A. (1983). Sport im Spannungsverhältnis von Frieden und Gewalt. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 31-46). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Pilz, G., Albrecht, D., Gabler H., Hahn, E., Peper, D., Sprenger, J., Voigt, H.-F., Volkamer, M. & Weis, K. (1982). Gutachten Sport und Gewalt. In G. Pilz, D. Albrecht, H. Gabler, E. Hahn, D. Peper, J. Sprenger, H.-F. Voigt, M. Volkamer & K. (Hrsg.), *Sport und Gewalt* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft, 42, S. 9-22). Schorndorf: Hofmann.
- Prokop, L. (1992). *Sport – Missbrauch und Chance*. Berlin: Sport und Gesundheit.
- Prokop, L. (1993). Verliert der Sport bald seinen echten Wert? In H. Ch. Ehalt & Weiß, O. (Hg.), *Sport zwischen Disziplinierung und neuen sozialen Bewegungen* (Kulturstudien, 23, S. 187-195). Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Pühse, U. & Roth, H.-J. (1999). Interkulturelles Lernen - eine soziale Herausforderung für den Sport und Sportunterricht. In V. Scheid, V. & J. Simen (Hrsg.) *Soziale Funktion des Sports* (S. 13-33). Schorndorf: Karl Hofmann.
- Rajewsky, Ch. (1988). Friedenspädagogik. In E. Lippert & G. Wachtler (Hrsg.), *Frieden. Ein Handwörterbuch* (Studienbücher zur Sozialwissenschaft, 47, S. 123-134). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Reich, B. & Weber, N.H. (1984). Möglichkeiten und Grenzen schulischer Friedenserziehung. In B. Reich & N.H. Weber (Hrsg.), *Unterricht im Dienste des Friedens. Bedingungen und Möglichkeiten einzelner Unterrichtsfächer zur Friedenserziehung in der Sekundarstufe I* (S. 9-14). Düsseldorf: Schwann.

- Röhrs, H. (1970). Einleitung: Grundzüge einer Friedenspädagogik. In H. Röhrs (Hrsg.), *Friedenspädagogik* (Erziehungswissenschaftliche Reihe, 1, S. VII-XII). Frankfurt am Main: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Röhrs, H. (1971). *Erziehung zum Frieden. Ein Beitrag der Friedenspädagogik zur Friedensforschung*. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Röhrs, H. (1983). *Frieden – eine pädagogische Aufgabe: Idee und Realität der Friedenspädagogik*. Braunschweig: Agentur Pederson.
- Rösch, H.-E. (1977a). Grundwerte auch im Sport in der Diskussion. Zum Verständnis dieses Buches. In P. Jakobi & H.-E. Rösch (Hg.), *Sport, Dienst am Menschen* (Schriftenreihe christliche Perspektiven im Sport, 1, S. 10-16). Mainz: Matthias-Grünewald.
- Rösch, H.-E. (1977b). Sport als Dienst am Menschen. In P. Jakobi & H.-E. Rösch (Hg.), *Sport, Dienst am Menschen* (Schriftenreihe christliche Perspektiven im Sport, 1, S. 79-95). Mainz: Matthias-Grünewald.
- Rösch, H.-E. (1977c). Der Sport und die Idee des Friedens. In P. Jakobi & H.-E. Rösch (Hg.), *Sport – Dienst an der Gesellschaft* (Schriftenreihe christliche Perspektiven im Sport, 2, S. 45-58). Mainz: Matthias-Grünewald.
- Rösch, H.-E. (1980). *Politik und Sport in Geschichte und Gegenwart*. Freiburg, Würzburg: Ploetz.
- Rösch, H.-E. (1985). Funktionen des Sports und die Aufgabe einer Sportwissenschaft in der Gesellschaft (Antrittsvorlesung). In H.-E. Rösch (Hg.), *Humaner Sport* (S. 59-79). Düsseldorf: Institut für Sportwissenschaft.
- Roth, K.F. (1970). Erziehung zum Frieden. In H. Röhrs (Hrsg.), *Friedenspädagogik* (Erziehungswissenschaftliche Reihe, 1, S. 85-93). Frankfurt am Main: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Roth, K.F. (1991). Warum Friedenserziehung? – Probleme des Bildungsinhaltes. (Original veröffentlicht 1967). In G. Heck & M. Schurig (Hrsg.), *Friedenspädagogik. Theorien, Ansätze und bildungspolitische Vorgaben einer Erziehung zum Frieden (1945-1985)* (S. 94-103). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Röthig, P. & Prohl R. (2003). Sport. In P. Röthig, R. Prohl, K. Carl, D. Kayser, M. Krüger & V. Scheid (Hrsg.), *Sportwissenschaftliches Lexikon* (7., Völlig neu bearbeitete Auflage) (Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport, 49/50, S. 493-495). Schorndorf: Hofmann.
- Schantz, O. (1996). Werte des Olympismus für die Sporterziehung? In N. Müller & M. Messing (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta* (Olympische Studien, 2, S. 75-92). Kassel: Agon-Sportverlag.
- Schelsky, H. (1973). *Friede auf Zeit. Die Zukunft der Olympischen Spiele*. Osnabrück: Verlag A. Fromm.
- Scherer, K.A. (1995). *100 Jahre Olympische Spiele. Idee, Analyse und Bilanz*. Dortmund: Harenberg.

- Schmid, H. (1971). Friedenforschung und Politik. In D. Senghaas (Hg.), *Kritische Friedensforschung* (S. 25-54). Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Schneider, H. (1973). Friedensverständnis in Vergangenheit und Gegenwart. In R. Weiler & V. Zsifkovits (Hrsg.), *Unterwegs zum Frieden. Beiträge zur Idee und Wirklichkeit des Friedens* (S. 131-156). Wien: Herder.
- Schück, H. (2006). Die Globalisierung prägt den Sport. *Olympisches Feuer*, 56 (1), 8-11.
- Schulz, N. & Allmer, H. (1989). Zur moralischen Krise im Sport. Phänomene - Aktionen - Aufgaben. In H. Allmer & N. Schulz (Hrsg.), *Sport und Ethik: Grundposition* (Brennpunkt der Sportwissenschaft; 3, 1, S. 1-13). Sankt Augustin: Academia.
- Schulz-Hageleit, P. (1988). Zum Verhältnis von innerem und äußerem Frieden – „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“. In J. Calließ & R.E. Lob (Hrsg.), *Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung* (Friedenserziehung, 3, S. 47-53). Düsseldorf: Schwann.
- Seiffert, H. (1991). *Einführung in die Wissenschaftstheorie 2. Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie – Hermeneutik und historische Methode – Dialektik* (9., Auflage). München: Beck.
- Seiffert, H. (1992). *Einführung in die Hermeneutik. Die Lehre von der Interpretation in den Fachwissenschaften*. Tübingen: A. Francke.
- Senghaas, D. (1970). Die Erziehung zum Frieden in einer friedlosen Welt. In H. Röhrs (Hrsg.), *Friedenspädagogik* (Erziehungswissenschaftliche Reihe, 1, S. 158-167). Frankfurt am Main: Akademische Verlagsgesellschaft.
- Sport in der DDR (1984). *Information aus der Geschichte und Gegenwart*. Berlin: Panorama DDR.
- Steins, G. (1983). Turner in Revolution und Bürgerkrieg. In S. Güldenpfennig & H. Meyer (Hrsg.), *Sportler für den Frieden. Argumente und Dokumente für eine sportpolitische Bewußtseinsbildung* (Sport, Arbeit, Gesellschaft, 22, S. 81-95). Köln: Pahl-Rugenstein.
- Ueberhorst, H. (1971). *Von Athen bis München. Die modernen olympischen Spiele. Der olympische Gedanke. Der deutsche Beitrag*. Berlin: Bartels & Wernitz.
- UNESCO (1946, 04. November). *UNESCO Constitution*. [elektronisch v.].
- Valkanover, S. (1995). Sport und Gewalt. Chancen und Grenzen. *Maggingen*, 52 (8), 8-10.
- Vereinte Nationen (2005). *Sport 2005. International Year of Sport and Physical Education. Sport für Bildung, Gesundheit, Entwicklung und Frieden*. [elektronisch v.].
- Volknant, S. (2006). Kofi Annan stand Pate. Die Vereinten Nationen und der Sport - eine ebenso kurze wie beindruckende Erfolgsgeschichte. *Olympisches Feuer*, 56 (5), 40-43.
- Wagner, G. (1993). *Die ganzheitliche Dimension des Friedens. Grundbegriffe und Ansatzpunkte für einen umfassenden integrativwissenschaftlichen Zugang zur Friedensthematik*. Wien: Grund- und Integrativwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien.

- Weichert, W. (1988). Sport ohne Sieger und Besiegte!?. In J. Calließ & R.E. Lob (Hrsg.), *Handbuch Praxis der Umwelt- und Friedenserziehung* (Friedenserziehung, 3, S. 530-540). Düsseldorf: Schwann.
- Weiler, R. (1996). *Ethos im Sport. Aufrufe zur Gesinnung und Bekenntnis*. Graz: austria medien service.
- Weiler, R. & Zsifkovits, V. (1973). Vorwort der Herausgeber. In R. Weiler & V. Zsifkovits (Hrsg.), *Unterwegs zum Frieden. Beiträge zur Idee und Wirklichkeit des Friedens* (S. 9-11). Wien: Herder.
- Weis, K. (1993). Identitätssuche und Ausschreitungen von Fan-Gruppen. In H. Ch. Ehalt & Weiß, O. (Hg.), *Sport zwischen Disziplinierung und neuen sozialen Bewegungen* (Kulturstudien, 23, S. 196-228). Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Weiß, O. (1999). *Einführung in die Sportsoziologie*. Wien: WUV.
- Weiß, O. (2006). Werte im Sport. In B. Maier (Hrsg.), *Prinzip Mensch im Sport. 50 Jahre Kirche und Sport in Österreich. Festschrift für Rudolf Weiler* (S. 85-100). Purkersdorf: Brüder Hollinek.
- Wintersteiner, W. (2005). Was heißt Frieden? Plädoyer für einen politisch-kulturellen Friedensbegriff. In F. Palencsar, K. Tischler & W. Wintersteiner (Hg.), *Wissen schafft Frieden. Friedenspädagogik in der LehrerInnenbildung* (S. 61-92). Klagenfurt: Drava Verlag.
- Wolf, N. (1994). Fairneß im Spitzensport. In B. Haimerl (Hrsg.), *Sport im Spiegel. Betrachtungen eines Phänomens. Festschrift für Professor Dr. Heinz Lutter* (S. 227-234). Regensburg: CH-Verlag.
- Wonneberger, G., Westphal, H., Oehmigen, G., Fiebelkorn, J., Simon, H. & Skorning, L. (2002). *Geschichte des DDR-Sports*. Berlin: Spotless.
- Wulf, Ch. (1991). Kritische Friedenserziehung. Einleitung. (Original veröffentlicht 1973). In G. Heck & M. Schurig (Hrsg.), *Friedenspädagogik. Theorien, Ansätze und bildungspolitische Vorgaben einer Erziehung zum Frieden (1945-1985)* (S. 177-185). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Zech, H. (1971). *Das große Lexikon des Sports. Technik, Taktik, Regeln, Geräte, Übungsstätten*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Zsifkovits, V. (1973a). *Der Friede als Wert. Zur Wertproblematik der Friedensforschung*. München: Olzog.
- Zsifkovits, V. (1973b). Analyse des Friedensbegriffs. In R. Weiler & V. Zsifkovits (Hrsg.), *Unterwegs zum Frieden. Beiträge zur Idee und Wirklichkeit des Friedens* (S. 173-186). Wien: Herder.
- Zukowska, Z. (1973). Über den Einfluß des Sports auf die Persönlichkeit von Jugendlichen. In O. Grupe (Hrsg.), *Sport in unserer Welt – Chancen und Probleme. Referate, Ergebnisse, Materialien. Wissenschaftlicher Kongress München vom 21.-25. August 1972* (S. 136-143). Berlin, Heidelberg: Springer.

Elektronische Quellen

A.G.S.E.P. (2006, 25. Dezember). *AGSEP Profile*. Zugriff am 09. Februar 2007 unter <http://www.agsep.com/page.php?id=157>

Alleblas, C. (2006, 11. September). Right to Play und Sport für Entwicklung. In H. Hartmeyer (Mod.), *Welches Potenzial bietet der Sport für den Entwicklungsprozess und die Schaffung einer gerechteren Welt? Ansprache auf dem Dialogforum Sport und Entwicklung* (S. 6-8). Zugriff am 22. August 2008 unter http://fairplay.vide.org/fileadmin/Bibliothek/Fairplay/download/Sport-und-Entwicklung/ReportDialogforum_%20Sport&Entwicklung.pdf

Bachmann, S. (Red.). (2005). *Spiel und Sport als Lebensschule, Brückenbauer und Friedensförder*. Zugriff am 31. Jänner 2007 unter http://www.righttoplay.ch/fileadmin/user_upload/medien/basisdokumentation/5_UNO.pfd

Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (1948, 10. Dezember). *Resolution 217 A (III)*. Zugriff am 18. Juni 2008 unter http://www.unhcr.ch/udhr/lang/ger_print.htm

Eschig, G. Marritsch, M. & Rossbacher, B. (Red.). (2007a). *Österreichische UNESCO-Kommission*. Zugriff am 18. Juni 2008 unter <http://www.unesco.at/unesco/index.htm>

Eschig, G. Marritsch, M. & Rossbacher, B. (Red.). (2007b). *Das Bildungsprogramm der UNESCO*. Zugriff am 18. Juni 2008 unter <http://www.unesco.at/bildung/index.htm>

Griesbeck, J. (o.J). *Praxis: Straßenfußball für den Frieden*. Zugriff am 31. Jänner 2007 unter <http://www.friedenspaedagogik.de/content/pdf/1288>

Ogi, A. (2005, 17. Mai). *Kamingespräch der DGVN Berlin-Brandenburg*. Zugriff am 24. März 2008 unter http://www.uno-jahrdessports.de/uploads/media/Ansprache_A._Ogi_Kamingespr_chBerlin.pdf

Ogi, A. (2006, 11. September). „Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden: Die Ziele der UNO durch Sport erreichen“. In H. Hartmeyer (Mod.), *Welches Potenzial bietet der Sport für den Entwicklungsprozess und die Schaffung einer gerechteren Welt? Ansprache auf dem Dialogforum Sport und Entwicklung* (S. 3-6). Zugriff am 22. August 2008 unter http://fairplay.vide.org/fileadmin/Bibliothek/Fairplay/download/Sport-und-Entwicklung/ReportDialogforum_%20Sport&Entwicklung.pdf

UNESCO (1946, 04. November). *UNESCO Constitution*. Zugriff am 18. Juni 2008 unter http://portal.unesco.org/en/ev.php-URL_ID=15244&URL_DO=DO_PRINTPAGE&URL_SECTION=201.html

Vereinte Nationen (2005). *Sport 2005. International Year of Sport and Physical Education. Sport für Bildung, Gesundheit, Entwicklung und Frieden*. Zugriff am 31. Jänner 2007 unter http://www.unis.unvienna.org/pdf/sportflyer_g.pdf

Abstract

Sport und Frieden stehen zweifellos in enger Beziehung zu einander. Sport kann als universelle Sprache ein machtvolleres Mittel zur Förderung von Frieden, Toleranz und Verständigung sein. Zudem verbindet er Menschen über Grenzen, Kulturen und Religionen hinweg.

Weltweit werden sportbezogene Projekte eingesetzt, um durch die Kraft des Sports, Frieden und Völkerverständigung zu erlangen.

Sport stellt eine ideale Lebensschule dar. Er lehrt Teamgeist zu stärken, Respekt anderen gegenüber aufzubringen, den Fair Play-Gedanken zu verinnerlichen und ist ein geeignetes Mittel zur Identitätsstiftung. Die positiven Inhalte und Werte des Sports sind für das Leben sehr bedeutend.

Vor allem bei den modernen Olympischen Spielen ist es das erklärte Ziel - einen sinnvollen Beitrag zum Frieden und zur Völkerverständigung zu leisten. Pierre de Coubertin, der Begründer der Olympischen Spiele der Neuzeit, hat den Friedensgedanken zu einem wesentlichen Bestandteil der Olympischen Bewegung gemacht. Sein vorrangiges Anliegen war es, durch Sport Menschen unterschiedlicher Nationalität, Rasse und Religion zu einem gewaltfreien und geregelten Wettstreit zusammenzuführen und so den Weg zum Frieden und zur Völkerverständigung zu ebnen.

Aber nicht nur auf internationalem Terrain agiert Sport als Friedensförderer und Brückenbauer, sondern auch in anderen Bereichen des Lebens kann er Vermittler von sozialen und friedensbezogenen Botschaften sein. Auf Grund seiner Werte ist er ein geeignetes interdisziplinäres Instrument der Friedensförderung. Beispielsweise kann der Schulsport genutzt werden, die Friedenserziehung zu fördern. Kaum ein anderes Schulfach kann die gemeinsamen Interaktionen dermaßen fördern.

Doch müssen auch die negativen Aspekte des Sports in Betracht gezogen werden. Die historische Erfahrung zeigt, dass Sport nicht nur friedensfördernder Unterstützer sein kann sondern auch friedensgefährdende Ziele verfolgt. Im Laufe der Geschichte wurde nationaler und internationaler Sport immer wieder als Instrument der Machtdemonstration und zur Kriegsvorbereitung missbraucht. Des weiteren lässt sich die Tatsache, dass im Sport auch aggressives Verhalten, Brutalität und Gewalt auftreten, nicht leugnen. Der moderne Hochleistungssport nimmt beunruhigende Formen an und stellt die Glaubwürdigkeit des Sports und somit seine Vorbildfunktion in Frage.

Sport ist zweifellos ein sehr ambivalentes Phänomen. So problematisch er auch sein kann, darf man nicht übersehen, wie viel Befriedigung, Freude und Handlungskompetenz er mit sich bringt.

Der Zusammenhang von Sport und Frieden hängt immer von der Betrachtungsweise eines jeden einzelnen ab und ist somit für jedermann relativ.

Die positiven Seiten, die Sport mit sich bringt, werden hervorgehoben. Ein besonderes Augenmerk kommt der Frage zu, in wieweit Sport hilft einen Beitrag zum Frieden zu leisten. Durch das Ausbalancieren der beiden Begriffe Sport und Frieden und deren Bedeutung in der heutigen westlichen Gesellschaft wird infolgedessen nach geeigneten Methoden, den Sport für friedensbezogene Zwecke zu nutzen, gesucht.

Ehrenwörtliche Erklärung

Hiermit bestätige ich, dass ich die vorliegende Magisterarbeit selbstständig verfasst und die mit ihr verbundenen Arbeiten selbst durchgeführt habe. Ich erkläre weiters, dass ich keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel verwendet und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.

Diese Magisterarbeit wurde weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Diese Arbeit wurde in gedruckter und elektronischer Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit dem der gedruckten Version übereinstimmt.

Wien,

Datum

Unterschrift

Lebenslauf

Persönliche Daten

Antonia Drössler
Porzellangasse 24a/6; 1090 Wien
geb. 27.02.1983 in Wien
Österreich

Schulausbildung

1993 – 2001
Bundesrealgymnasium, BRG I, Schottenbastei
1010 Wien

1989 – 1993
Volkschule Grünentorgasse 9

Studium

03/2007
Masterstudium Sportwissenschaft, Universität Wien

09/2003 – 10/2006
Bakkalaureatsstudium Gesundheitssport, Universität
Wien

09/2005 – 02/2006
Studium an der Universität Las Palmas de Gran
Canaria im Rahmen des Erasmus-Programms

10/2001 – 09/2003
Studium der Sportwissenschaften kombiniert mit
Prävention/Rekreation, Universität Wien

Praktika

04/2007
Berufspraktikum für das Masterstudium am
Rehabilitationszentrum Weißer Hof im Bereich
Sporttherapie

11/2006 – 06/2007
Forschungspraktikum im Bereich Bewegungs- und
Sportpädagogik

09/2004
Berufspraktikum für das Bakkalaureatsstudium am
Neurologischen Rehabilitationszentrum am
Rosenhügel im Bereich Sporttherapie

Sprachen

Deutsch:	Muttersprache
Englisch:	sicher in Wort und Schrift
Spanisch:	Grundkenntnisse

